



HEIDELBERGER

STUDIERENDENZEITUNG

Dezember 2012 – Nr. 141

UNABHÄNGIG ● UNBESTECHLICH ● UNGERECHT

www.ruprecht.de



Weltuntergang Ende 2012. Unser Credo „Lebe jeden Tag, als wäre es dein letzter“ erreicht schlussendlich seine uneingeschränkte Berechtigung. Stell dir vor, die Straßen sind überfüllt, weil alle letzte Einkäufe erledigen müssten. Jeder hortet Kartons und Konserven, um möglichst lange zu überleben. Mit dieser Liste bereitest du dich ganz persönlich auf deine verbliebenen Tage vor:

- 1) Lies nicht weiter! Nutze deine restliche Lebenszeit lieber sinnvoller, genieße sie.
 - 2) Betrinke dich mit Freunden auf einem winterlichen Konsummarkt.
 - 3) Die Tierheime sind überfüllt. Spende in diesen Tagen. Hoch im Spendenkurs stehen Ochs und Esel.
 - 4) Besorge deinem Partner ein hübsches Geschenk. Da die Zeit drängt, sollte es etwas aktuell Angesagtes ohne nachhaltige Bedeutung sein. Wäre vor dem bekannten Hintergrund auch totaler Humbug.
 - 5) Streite noch einmal mit deinem Partner, um die letzten romantischen Stunden zu zweit wirklich wertschätzen zu können.
 - 6) Organisiere ein Familienfest, um alle deine Liebsten ein letztes Mal zu sehen.
 - 7) Mache etwas wirklich verrücktes! Schmücke einen Baum oder verpacke Papierkartons in Papier.
- Und vergiss nicht: Es könnte dein letztes sein! Verdränge jeden Gedanken an Ruhe. Morgen bleibt genug Zeit durchzuatmen und die Welt zu bestaunen. Alles bereits getan? Dann kann nichts mehr schiefgehen. Wir scheinen heimlich auf den Weltuntergang vorbereitet worden zu sein.
- (dag)

Zahl des Monats

Seit **142** Jahren

ist das Aufstellen des Weihnachtsbaums deutschlandweit Tradition.

–
Weihnachten 1870 ließ der preußische König Wilhelm I. in Lazaretten Tannenbäume aufstellen. Diese sollten den Menschen während des Krieges Trost spenden.

(Quelle: Bundeszentrale für politische Bildung)



Fotomontage: zef

Das Ausbeutungswerk

Tagelöhnerei, Angst und Saisonarbeit

Das Heidelberger Studentenwerk beutet studentische Arbeitskräfte seit Jahren systematisch aus. Die Studenten werden wie Tagelöhner beschäftigt, eine Lohnfortzahlung im Krankheitsfall gibt es für sie nicht. Und auch die restliche Belegschaft leidet unter zweifelhaften Arbeitsbedingungen.

Seit ihrer Gründung fordern die deutschen Studentenwerke von der Politik Unterstützung bei der Förderung von Studierenden ein, zum Beispiel in Form von Wohnheimen. Bei seinen eigenen Beschäftigten aber nimmt man es im Studentenwerk mit der Fürsorge nicht so genau: Getrieben von immer wieder neuen staatlichen Kürzungsrunden – die Zuschüsse der Länder sind seit Anfang der 1990er Jahre von 25 auf 10 Prozent des Gesamtetats gesunken – setzt das Studentenwerk Heidelberg die Daumenschrauben bei den Mitarbeitern an. Eigentlich ist es für jedes Studentenwerk rechts-

verbindlich, Arbeitskräfte nach dem Tarifvertrag der Länder zu bezahlen. Das Studentenwerk Heidelberg umgeht dies jedoch gewieft durch eine Tochtergesellschaft.

Lohnfortzahlung im Krankheitsfall oder Weihnachtsgeld, eigentlich im Tarifvertrag geregelt, gibt es für Studierende nicht. Das drückt den Stundenlohn der studentischen Hilfskräfte gegenüber den regulär Beschäftigten um 14,4 Prozent, obwohl sie oft dieselbe Arbeit leisten. Simon Habermaas von der Fachschäftskonferenz Heidelberg ärgert sich: „Das Studentenwerk setzt sich in vielen Fragen für die

Belange der Studierenden ein. Umso mehr verstört es, wenn es bei den Studierenden, einer der sozial schwächsten Gruppen überhaupt, eine angemessene tarifliche Bezahlung durch eine Tochtergesellschaft unterläuft. Auch für Studis sollte gelten: gleiches Geld für gleiche Arbeit. Dieses Heuern und Feuern billiger studentischer Tagelöhner lässt starken Zweifel aufkommen, ob das Studentenwerk die soziale Situation der Studierenden wirklich verbessern will.“

Das Problem ist jedoch nicht neu, sondern seit Jahren akut. Auch die regulär Angestellten beklagen einiges. Der Personalrat wird übergangen, die Belegschaft ist verängstigt durch Saisonarbeit. (zef)

Fortsetzung auf Seite 6

Inhalt

Erzwungen

werden immer jüngere Hochschulabsolventen. Zwei unserer Redakteure streiten sich über dessen Sinn auf **Seite 2**

Erstarken

kann der Lokaljournalismus nur noch auf Blogs. Ein Interview mit dem Erfinder des Begriffs „Bratwurstjournalismus“ auf **Seite 3**

Erbost

sind die Mitglieder des AK Ökostrom über den Unwillen der Universität, auf Ökostrom zu wechseln. Näheres dazu auf **Seite 5**

Erzogen

werden Kinder auch an deutschen Unis. Wie der Alltag von studentischen Eltern aussieht, erfährt ihr auf **Seite 8**

Erhalten

bleibt der Stadt zwar ein Mainstream-Kino, obwohl das alte schließt. Wo der Aufbau des Neuen geplant ist, steht auf **Seite 10**

Erschlichen

Betroffene des Hochstaplersyndroms glauben, sie verdienen den Erfolg nicht. Woran das liegt, erzählt Birgit Spinath auf **Seite 11**

Erleichtert

ist Jan Weiler über die Tatsache, dass er nun nicht mehr auf der Grundlage von Fakten, sondern seiner Phantasie arbeitet. **Seite 12**

Erlöst

vom verschuldeten Rest des Landes wöhnen sich bereits viele Katalanen. Wie unabhängig Katalonien wirklich ist, auf **Seite 15**

Burschenschaften noch radikaler

Gemäßigte Burschen gehen auf Distanz, übrig bleibt der harte Kern

Die Sängerhalle ist weiträumig abgesperrt. Zwei Hundertschaften der Polizei stehen knapp 200 Demonstrierenden gegenüber. Beritten, behelmt und den Schlagstock griffbereit, sollen die Polizisten etwa 500 Burschenschaftler schützen, die in Stuttgart ein Sondertreffen abhalten, nachdem der Burschentag in Eisenach im Juni in einem Eklat endete (wir berichteten in Ausgabe 138).

Anwälte, Hochschuldozenten, Führungskräfte aus Politik und

Wirtschaft sind angereist, um den Streit zu schlichten, an dem der Dachverband Deutsche Burschenschaft (DB) zu zerbrechen droht. Doch die Wogen zwischen den beiden Lagern, den nationalistisch-liberalen Bündeln der Initiative Burschenschaftliche Zukunft (IBZ) und den völkisch-radikalen der Burschenschaftlichen Gemeinschaft (BG) lassen sich nicht mehr glätten.

Erfolgreich setzt sich die BG für den Verbleib dreier Burschen-

schaften in der DB ein. Deren Ausschluss haben drei IBZ-Bünde beantragt, weil ihre zu offensichtlichen Verstrickungen mit der rechten Szene dem Ruf der DB schaden. Die zwei wichtigsten Ämter gehen an BG-Bünde: Den Vorsitz übernimmt die Wiener Burschenschaft Teutonia und Michael Paulwitz von der Normannia Heidelberg wird neuer Chefredakteur der Verbandszeitschrift. Sein Vorgänger, Norbert Weidner von den Raczecks zu Bonn, wurde abgewählt. Das ehemalige

FDP-Mitglied hatte im August vom Amtsgericht Bonn einen „Strafbefehl wegen Verunglimpfung des Andenkens Verstorbener“ erhalten, weil er die Hinrichtung des NS-Widerstandskämpfers Dietrich Bonhoeffer als gerechtfertigt bezeichnet hatte. Paulwitz schreibt für die *Junge Freiheit*, einer Zeitschrift, die Volker Weiß in seinem Buch „Deutschlands Neue Rechte“ als einschlägig rechtes Organ benennt. (joy)

Fortsetzung auf Seite 8

17-Jährige an der Universität

Müssen wir immer früher und schneller studieren?

Mit der Bologna-Reform, der Abschaffung der Wehrpflicht und der Umstellung auf G8 sinkt das Durchschnittsalter der Hochschulabsolventen. Gleichzeitig steigt der Druck auf Stu-

denten, ihr Studium möglichst effizient und schnell abzuschließen. Doch ist es überhaupt erstrebenswert, sich so früh wie möglich von der Universität zu verabschieden? Zwei

unserer Redakteure streiten sich darüber, ob der Eintritt in die Arbeitswelt so früh wie möglich erfolgen sollte oder ob dem Arbeitgeber persönliche Reife wichtiger sei. (aks)

JA Ziad-Emanuel Farag

leitet das Ressort „Hochschule“ und wird vermutlich nach 17 Semestern sein Studium beenden.



Beide Aspekte betrachte ich zunächst getrennt: Große Unternehmen wie die BASF lehnen es eher ab, dass 17-Jährige bereits studieren. Dies geschieht mit Verweis auf die Persönlichkeitsentwicklung. Doch genauer betrachtet sollten dann gerade 17-Jährige so früh wie möglich an die Universität!

Der Grund hierfür ist ganz einfach: Sind sie mit 17 nicht an den Hochschulen, gehen sie noch zur Schule. Und just diese Umgebung ist eine durch und durch feindliche, um ein eigenständiger, freier Mensch zu werden, der eine demokratisch freiheitliche Gesellschaft mitgestalten und an ihr teilhaben kann. Schule schließt das aus: Sie ist diktatorisch organisiert. Als Schüler muss man immer anwesend sein, darf nichts trinken während des Unterrichts, kann nicht wie als Student seinen eigenen, interessensgeleiteten Stundenplan machen. Das entscheidende Kriterium: Gegenüber dem Lehrplan spielt bei der Gestaltung der jeweiligen Unterrichtsstunde das Interesse von Schülern und Lehrern eine untergeordnete Rolle! Somit kommt es in deutschen Schulen zur Katastrophe: Desinteressierte sollen Desinteressierten etwas vermitteln. Wie sehr das misslingt, zeigt, dass die Bildungspolitik immer wieder neue Standards definieren, aber grundlegende Kompetenzen wie Orthographie immer schwächer werden. Die Neugier der Schüler wird nicht genutzt, sondern systematisch zerstört.

Ganz anders ist es an der Universität: Hier kann man das Fach selbst auswählen und in jedem Studiengang eigene Schwerpunkte setzen. In den Geisteswissenschaften zum Beispiel hat man immer noch große Freiheiten bei der Studienplangestaltung. An großen Universitäten wie der Uni Heidelberg findet man bei 30000 Studierenden auf jeden Fall mit der Zeit auch

Leute, die unabhängig von Studienfach, Alter und regionaler Herkunft ähnliche Interessen und Ansichten haben. Es gibt einfach keine starren Uniformierung in Klassen und Kursverbünden. Und: So vielfältige Angebote manche Schulen vielleicht haben, den Universitäten können sie nicht das Wasser reichen! Hochschulsport, Studierendenzeitschriften, Theatergruppen, politische Hochschulgruppen, religiöse Gruppen, Partizipation in entscheidenden Gremien: Mehr geht nicht! Aber umso mehr ist Vorsicht geboten: Auch in Heidelberg war die Bologna-Reform lange Zeit ein Reinfall, das Geschwür Verschulung wuchert noch immer an den Hochschulen.

Der zweite Aspekt ist, ob Studierende immer früher fertig werden sollten. Aus meiner Sicht als 25-jähriger Langzeitstudent spricht retrospektiv auch nicht unbedingt alles dagegen, denn unsere Gesellschaft ist überaltert. Ein Abbau der Sozialsysteme droht, überall spukt das Schreckgespenst Altersarmut herum. Das liegt auch daran, dass immer mehr junge Menschen wie ich erst sehr spät eine Familie gründen, weil sie sich vorher um ihre berufliche Bildung und Karriere kümmern. Wenn sie es denn überhaupt tun. Eine große Hilfe dabei, früher als mit 40 Vater oder Mutter zu werden ist dabei eben eines: Finanzielle Sicherheit! Studierende können damit nicht aufwarten.

Zusammenfassend: Wenn wir gute Universitäten haben, in denen die jungen Menschen lernen mit Freiheit umzugehen, ist es super, wenn es Studierende gibt, die mit 17 anfangen, mit 22 ihren Master haben und arbeiten. Sowohl für sie als auch für die gesamte Gesellschaft!

NEIN Corinna Lenz

leitet das Ressort „Studentisches Leben“ und hat bereits eine Berufsausbildung abgeschlossen.



„Und wann wirst du dann fertig?“ Eine Frage, die jeden Smalltalk mit Unbekannten, jede Wiedersehensfreude mit Verwandten zerstört. Die Frage sollte eher lauten: „Wann bist du reif für den Arbeitsmarkt?“

Eltern, Medien, Altersgenossen, alle reden sie uns ein: Wir müssen fertig werden. Bald! Sonst ist es zu spät für den Arbeitsmarkt und wir finden im Glücksfall vielleicht noch einen Platz als Taxifahrer. Aber gibt es wirklich ein Verfallsdatum für den Jobbewerber? Achten Arbeitgeber nicht eher auf die persönliche Reife, auf die Erfahrungen, die man im Studium, im Alltag, im Ausland, bei Praktika und Nebenjobs sammelt?

Das Studium ist keine Berufsausbildung. Es ist die Gelegenheit, sich auszutesten. Die Frage ist nicht, ob wir den Stoff in der Regelstudienzeit bewältigen. Die Frage ist, was wir während des Studiums noch so machen. Ob wir ins Ausland gehen. Ob wir berufliche Praxis für den späteren Job sammeln oder einfach mal ausprobieren, was die richtige Berufswahl für uns wäre. Ob wir uns in Hochschulgruppen engagieren. Ob wir nützliche Kontakte für die Zukunft knüpfen. Ob wir unsere sozialen Kompetenzen erweitern; sei es durch WG-Partys, sei es durch lange Gespräche in der Mensa, oder sei es durch Auseinandersetzungen mit Kommilitonen, welches Thema fürs Pro/Contra nun in der kommenden Ausgabe der Studentenzeitschrift erscheinen wird. Es geht nicht darum, jeden Kurs auf Anhieb zu bestehen. Es geht nicht darum, schneller als die Kommilitonen das Studium durchzuziehen. Es geht eher darum, ab und zu mal innezuhalten und sich selbst zu fragen: Will ich das immer noch?

Was den Arbeitgebern wichtiger als eine geringe Semesterzahl ist, ist eben persön-

liche Reife. Wer ist der attraktivere Bewerber? Ein wankelmütiger 23-Jähriger oder ein überzeugter 28-Jähriger? Darüber hinaus drängt sich die Frage auf: Weiß ein 19-Jähriger schon, womit er sein Brot verdienen will? Oder anders gefragt: Wer verfolgt mit 25 noch die gleichen beruflichen Pläne wie mit 19?

Sicher, die ausländischen Studenten sind viel jünger. Aber was haben sie davon? Die Jugendarbeitslosigkeit in Spanien zwingt beispielsweise 24-jährige Hochschulabsolventen, an den ersten Master noch einen weiteren dranzuhängen; um Zeit zu überbrücken, nicht um Zeit zu gewinnen, wie es in Deutschland der Fall ist.

Und warum brauchen wir diese Zeit? Weil unserer Generation die Möglichkeiten scheinbar offen stehen: Von der Backpacker-Reise durch Australien, einer Berufsausbildung beim Finanzamt, einem Studium der Kunstgeschichte, bishin zu einem Auftritt bei „Deutschland sucht den Superstar“ bietet sich eine Vielzahl an Möglichkeiten, die uns eine Entscheidung erschwert. Erst recht nicht, wenn wir nicht wissen, was wir selbst vom Leben erwarten, sondern nur, was andere von uns erwarten.

Die Freiheit im Studium steht uns im Arbeitsleben nicht mehr zur Verfügung. Einfach mal bis mittags zu schlafen, für eine Woche im Semester nach Spanien zu fliegen, ein Seminar zu schwänzen, in den Semesterferien mit Interrail-Ticket Europa zu erkunden; all dies können wir uns im Arbeitsleben nicht mehr erlauben. Und darum verhält es sich mit den jungen Absolventen so wie mit den Jungverheirateten: Sie haben sich die „Hörner noch nicht abgestoßen“.

Leserbrief zum Pro/Contra „Gendern: Muss das sein?“ in Ausgabe 140

von Tanja Pfeffer-Eckel, Universität Marburg, und Catherine Proux-Wieland, Universität Heidelberg

Vielen Dank an Herrn Farag und Herrn Gräf für die in ihren Artikeln gemachten Aussagen. Wir, die uns für eine deutschlandweite Initiative der „Hochschulesekretärinnen“ engagieren, möchten diese Vorlagen nicht ungenutzt lassen.

Herr Farag erwähnte in seinen drei Beispielen für einen typisch weiblichen und schlecht angesehenen Beruf die „Sekretärin“. Sekretärin ist keine Berufsbezeichnung, sondern die Beschreibung einer Position innerhalb einer Gemeinschaft. Als diese Position seinerzeit eher noch von Männern besetzt wurde, war sie auch hoch angesehen. Die Liste der Clichés, die dieser jetzt fast exklusiven weiblichen Tätigkeit immer noch anhaften, kommt direkt aus den 50er Jahren und ist

im kollektiven (UN)Bewusstsein tief verankert: doof, hübsch und tippend mit lackierten Nägeln. Oder ins Alter gekommen, dann ist sie eher ein unbewegliches, unfreundliches Monster mit riesiger Brille à la Mona in dem Disney/Pixar-Film „Monster AG“, das immer an die als unnötigen und sinnlos empfundenen Vorschriften erinnert.

Wie diskriminierend und einfach an der Arbeitswirklichkeit vorbei diese Verallgemeinerungen sind, wird hingegen selten angesprochen. Aber damit nicht genug, versuchen sie einmal in die Suchmaschine Ihrer Wahl Sekretärin&Video und dann Sekretär&Video einzugeben. In einem Fall kommen pornographische Seiten heraus, in dem anderen Fall wird über Manage-

ment-Kompetenzen informiert. Ein Sekretär ist sofort „Generalsekretär“, zumindest aber doch ein mit wichtigen Kompetenzen ausgestatteter Managementassistent. Schauen Sie in Fernsehzeitschriften, in welchem Kontext das Wort „Sekretärin“ erscheint, wenn bei der Zusammenfassung der Filme eine als Protagonistin erwähnt wird! Für „Sekretär“ gibt es übrigens auch noch weitere Begriffe, da wären ein seltener Vogel und ein Möbelstück. Daher vielen Dank für die Erwähnung, dass die männliche und die weibliche Form nichts mit Leistung zu tun haben.

Herrn Gräf danken wir für seine Erwähnung der um 22 % geringeren Bezahlung von Frauen gegenüber Männern. Auch gerade an den Universitäten spiegeln sich

die gesellschaftlichen Vorurteile verstärkt durch die nun zwar etwas modifizierte Entgeltordnung, die trotzdem noch ein Relikt aus den 70er Jahren ist. Sie ist immer noch bewiesenerweise frauendiskriminierend und wird auch zudem noch oft wegen Unkenntnis, für die jeweils Betroffene möglichst ungünstig ausgelegt. Eine genderechte Sprache hilft bei den Ungleichheiten da auch nicht weiter.

Wir behaupten, es gibt wenig Stellen, die so viel Änderungen in den letzten 30 Jahren erfahren haben, wie die der „Hochschulesekretärin“. Nicht nur die Einführung

von modernen Techniken, sondern auch die Dezentralisierung, die ansteigende Einwerbung und damit höhere Arbeitsbelastung in der Verwaltung von Drittmitteln haben die Arbeitsverteilung innerhalb der Einrichtungen und besonders die Arbeitsschwerpunkte der dezentralen Verwaltungsangestellten komplett geändert, um so mehr als sie oftmals eine der wenigen, wenn nicht die einzige Kontinuität an einer Forschungseinheit sind.

Es sind aber genau diese ständigen Änderungen und die Aufgabenvielfalt, die den enormen Reiz dieser Arbeit ausmachen.

Unsere Adresse für eure Meinung: post@ruprecht.de.
Leserbriefe spiegeln nicht die Meinung der Redaktion wider.
Wir behalten uns vor, Einsendungen zu kürzen.

„Das ist Betrug am Leser“

Der Blogger Hardy Prothmann über die Zukunft des Lokaljournalismus

Bratwurstjournalismus, kaum Recherche und mangelhafte Analyse: Der Blogger Hardy Prothmann übt heftige Kritik an der *Rhein-Neckar-Zeitung* und dem *Mannheimer Morgen* und erklärt, warum die Blogs die Zukunft der lokalen Berichterstattung sind.

Das Gespräch führten Ziad-Emanuel Farag und Annika Kasties

Herr Prothmann, in Medienkreisen herrscht das Vorurteil, Blogs könnten dem Qualitätsjournalismus der Printmedien nie das Wasser reichen. Wie stehen Sie dazu?

Ich vermute mal, dass Zeitungsjournalisten dieses Vorurteil bewusst schüren, weil sie Angst vor dem Internet haben.

Sie hingegen werfen den hiesigen Lokalzeitungen „Bratwurstjournalismus“ vor. Was meinen Sie damit?

Auf das Wort bin ich gekommen, als ich eines Morgens den *Mannheimer Morgen* gelesen habe. Da war so eine „Bla Bla“-Berichterstattung über ein Fest, vollkommen aufgebläht mit den typischen Phrasen wie „Der Wettergott war den Gästen gnädig“, „Der kühle Gerstensaft floss in Strömen“ und „Die Luft war gefüllt vom Duft leckerer Bratwürste“. Ich habe mich darüber aufgeregt, denn der Informationsgehalt war gleich Null. Da die Bratwurst etwas ist, was diese Feste ausmacht, war das somit für mich Bratwurstjournalismus.

Warum äußern Sie gegenüber Medien wie der *Rhein-Neckar-Zeitung* und dem *Mannheimer Morgen* öffentlich Ihre Verachtung?

Das hat damit zu tun, dass ich Opfer von Zeitungen bin, von anderen Journalisten, die nicht sauber arbeiten. Das ist eine Art Selbstverteidigung. Ich möchte den Menschen draußen klarmachen, dass ich als Journalist nicht nur den Bürgermeister oder Amtsinhaber anderer Art beobachte, sondern auch die Medien, weil sie Teil der öffentlichen Meinung sind. Wenn zum Beispiel bei der *Rhein-Neckar-Zeitung* ein Redakteur den Text eines CDU-Politikers von der Homepage nimmt, den ein wenig umschreibt und dann seinen Namen drüber setzt, hat der Spaß ein Ende. Das ist Betrug am Leser!

Sie sagen über sich und Ihren Lokalblog: „Ich bin die Zukunft.“ Wie kommen Sie zu dieser selbstbewussten Aussage?

Ich sehe die Zukunft des Lokaljournalismus deshalb in Blogs oder Internetzeitungen, weil wir in Deutschland einen monopolisierten Zeitungsmarkt haben, der nach dem Krieg strukturiert wurde und sich seitdem nicht ausdifferenziert hat. Aus ehemals über 700 Zeitungsverlagen sind nur noch 350 übrig geblieben.

Es gibt außer in den Großstädten keine journalistische Konkurrenz. Und Konkurrenz belebt das Geschäft. Dieses für eine Gesellschaft sehr wichtige Element der Meinungsfreiheit und vor allem auch die Kontrolle von Politik, Wirtschaft, Institutionen, Ämtern und Vereinen werden durch zusätzliche Akteure am Markt belebt. Das ist etwas, das gefehlt hat und das mit viel Freude von den Menschen angenommen wird.

Sie haben 2009 das Heddesheimblog gegründet. Wie kam es dazu?

Ich war ein frustrierter Zeitungsleser. In Heddesheim wurde über ein Logistikprojekt berichtet: bis zu tausend Arbeitsplätze, unglaubliche Gewerbesteuern, die Zukunft Heddesheims sei gerettet durch Investitionen von angeblich 100 Millionen Euro und einem bebauten Grundstück von 200 000 Quadratmetern. Ich habe bezweifelt, dass tausend Arbeitsplätze dort entstehen, ebenso wie ich bezweifelt habe, dass riesige Gewerbesteuern fließen.

Die Zeitungen haben nur „Hurra“-Berichterstattung gemacht. Es fand keine Recherche, keine Analyse statt.

Ich bin dann ins Archiv des *Mannheimer Morgens* gegangen und habe dort drei Dutzend Artikel über das Unternehmen gefunden, alle negativ. In der Zeitung habe ich davon nichts mehr gelesen, obwohl die Berichterstattung nur sechs Jahre zurück lag. Das haben sie entweder bewusst ignoriert, dann ist es schlechter Journalismus. Oder sie haben sich gar nicht darum gekümmert, dann ist es auch schlechter Journalismus. Ich hab aus den Artikeln eine Zusammenfassung geschrieben und diese ins Internet gestellt. Das sollte einfach nur eine Information für meine Mitbürger sein.

Und aus dieser Information ist das Heddesheimblog entstanden.

Genau. Wir sind mittlerweile ein Netzwerk von 30 sehr eng zusammenarbeitenden und 40 weiteren Blogs oder Internetzeitungen. Die sitzen zum Beispiel in Berlin, Hamburg und am Tegernsee und bauen dort mit großem Interesse der Öffentlichkeit ihre Blogs auf. Alles sehr klein, alles sehr bescheiden. Die Zeitungen sollen uns ruhig weiterhin nicht ernst nehmen. Denn irgendwann werden sie versuchen anzugreifen, das ist ganz klar. Irgendwann sind sie so weit, dass sie kommen und zubeißen. Dann werden sie ihre Juristen losschicken, dann werden irgendwelche anderen Sachen passieren. Aber im Moment ist es noch relativ ruhig. Wir nutzen die Zeit, um uns zu etablieren.

Sie haben bewusst den Weg vom überregionalen Journalismus ins Lokale gewählt. Was ist für Sie der Reiz des Lokalen?

Das Lokale hat den großen Vorteil, dass man es hier überwiegend noch mit normalen Menschen zu tun hat. Ich will die anderen nicht abwerten. Berufspolitiker, Geschäftsführer von großen Unternehmen, Berufssportler und Schauspieler sind alles interessante Persönlichkeiten, aber es sind auch Profis. Das ist nicht das wirkliche Leben. Im Lokalen erreicht man die Menschen direkt. Man ist in einem sehr engen Austausch. Das ist super spannend. Und die Themenfülle ist viel größer. Ich mache heute Wirtschaft, morgen

was mit Kultur, dann irgendwas mit Kindern oder Eltern und Erziehung.

Im Journalismus ist die Meinung verbreitet, das Internet sei eine Bedrohung. Was sind denn die Chancen, die das Internet bietet?

Natürlich kann ich viele etablierte Medien verstehen, insbesondere Zeitungen, die das Internet als Gefahr wahrnehmen. Es wird deutlich, dass es durch eine neue Konkurrenz mit der eigenen Monopolstellung nicht mehr so gut aussieht. Wir bewegen uns aber in einer freien Marktwirtschaft. Das heißt die Angebote, die in einem Markt erfolgreich agieren, werden den Markt auch bestimmen. Die Zeitungen werden da eine Weile

noch mitmachen. Ich sehe keine Bedrohung des Journalismus. Ganz im Gegenteil. Journalisten können über das Internet viel besser recherchieren und haben die Möglichkeit, Nachrichten in die Welt zu bringen, die es vorher in dieser Form nicht gab.

An der Qualität dieser Nachrichten kann man allerdings auch zweifeln.

Ich halte dieses Rekurrenzen auf den Qualitätsjournalismus für absolut lächerlich. Gucken Sie sich doch die Lokalzeitungen an. Die Mantelausgabe – sprich Politik und Wirtschaft – besteht fast ausschließlich aus Agenturmeldungen. Wenn Sie sich in einem Bahnhofskiosk die Lokalausgaben verschiedener baden-württembergischer Zeitungen angucken, können Sie die Logos und die Namen austauschen und der Rest ist gleich: die gleichen Fotos, die gleichen Überschriften, die gleichen Berichte, alles Agentur. Und im Lokalen, da, wo sie exklusiv sind, da, wo ihnen eigentlich niemand anderes reinfunkeln kann, da, wo sie die Nachrichten, die Personen, die Geschichten finden können, da gibt es eben diese Bratwurstberichterstattung. Aber die echte Recherche, die echte Analyse, das reflektierte Nachdenken und Übersetzen in starke Artikel ist in den meisten lokalen Ausgaben wirklich Mangelware.

Ich sage das schon seit mehreren Jahren, auch auf Journalistenkongressen. Ich bin dafür teilweise sehr angefeindet worden, auch von Kollegen, wo es hieß, ich sei ein Nestbeschmutzer. Mittlerweile sind ganz viele aufgewacht und sagen: Ja, es stimmt. Wir müssen weg von diesem Bratwurstjournalismus. Wir müssen das Lokale stärken.

Was würden Sie Ihren Kollegen raten?

Ich bin schon ein paar Mal gefragt worden, was ich machen würde, wenn ich Zeitungschefredakteur



Foto: sap

Prothmann: „Die Zeitungen sollen uns ruhig weiterhin nicht ernst nehmen.“

oder Ressortleiter wäre. Ich würde den Mantel wegschmeißen. Spart Euch die Agenturen. Das ist alles schon im Netz gewesen bis es am nächsten Tag gedruckt ist. Stärkt das Lokale. Macht lokale Wirtschaftsberichterstattung. Macht lokale gute politische Berichterstattung. Die Feuilletonisten würde ich allesamt rauswerfen. Die kriegen sofort eine Kündigung. Und dann hol ich mir unter Umständen Blogger, die tatsächlich verständig über Popmusik, über Theater, über Film reden können, weil sie weltweit unterwegs sind, weil die Kontakte haben, weil die mit Machern im Austausch sind. Das ist etwas, was diese feinen Herren mit ihren roten Schals und weißen Haaren, die in ihrem Feuilleton nicht wissen, welchen Verriss sie heute schreiben sollen, gar nicht mehr hinbekommen. Das interessiert keinen Mensch, was die machen.

Der Print ist also obsolet geworden?

Der Print ist nach wie vor ein tolles Medium. Es gibt eine Sache, die das Internet überhaupt nicht in dieser Form anbieten kann und das ist die Opulenz, die Doppelseite. In Zeitungen kann man mit starken Fotos arbeiten. Das ist leider oft auch nicht mehr der Fall, gerade im Regionalen, weil die Fotografen nicht mehr bezahlt werden. Die professionellen Fotografen bekommen nur noch ’n Appel und ’n Ei für ihre Fotos und müssen von Termin zu

Termin rasen, um wenigstens einigermaßen davon leben zu können. Da kann keine Qualität rauskommen. Wenn Sie allerdings auf Qualität setzen und das Foto haben, das die Geschichte erklärt, dazu einen guten Blattmacher, kann die Zeitung nach wie vor sehr informativ sein.

Was sie heute nicht mehr sein kann ist aktuell. Das Rennen hat sie gegen das Internet verloren. Sie kann aber mit Ruhe, mit Zeit zur Besinnung, mit Analyse, mit Nachdenklichkeit sehr wohl Erfolg haben. Ich sehe allerdings, dass sich die meisten Tageszeitungen innerhalb der nächsten Jahre zu Wochenzeitungen entwickeln oder zu zweiwöchigen Ausgaben.

Mehr im Netz

Wie Hardy Prothmann der Spagat zwischen Unterhaltung und Relevanz gelingt und was er zur Financial Times Deutschlandsagt, erfahrt ihr unter youtube.com/ruprechtHD und über diesen Code.



Bologna auch für Lehramt

Lehrerausbildung wird sich radikal verändern

Künftig werden Lehrer wohl an Uni und PH ausgebildet. Das alte Staatsexamen wird Bachelor und Master weichen müssen.

Bislang galten die Staatsexamensstudiengänge als letzte Überlebende der Bologna-Reform. Wer in Baden-Württemberg Gymnasiallehrer werden will, absolviert ein zehensemestriges Fachstudium an der Universität; Lehrer der übrigen Schularten werden an den Pädagogischen Hochschulen (PH) ausgebildet. Woran bis jetzt niemand zu rütteln wagte, könnte nun schneller als gedacht der Vergangenheit angehören: Schon ab dem kommenden Wintersemester könnte die Lehrerausbildung im Land eine radikale Umgestaltung erfahren.

Grüne und SPD hatten sich bereits im Koalitionsvertrag darauf geeinigt, den Bologna-Prozess „in der Lehramtsausbildung umsetzen“ und dabei „mehr Nähe zur Schulpraxis“ schaffen zu wollen. Einem aktuellen Papier des Wissenschaftsministeriums zufolge strebt die Landesregierung ein zweistufiges Studiensystem für alle Lehrer an.

Neben der geplanten Vereinheitlichung innerhalb Deutschlands verlangen auch die Reformen im Schulwesen eine Anpassung der Lehrerbildung. Die Einführung der Gemeinschaftsschule, das Ziel der individuellen Förderung, die Inklusion behinderter Schüler – auf all das müssen Lehrer vorbereitet werden. Deshalb hat die Landesre-



Wollen die Lehrerausbildung grundlegend verändern: Wissenschaftsministerin Bauer (Grüne) und Kultusministerin Warminski-Leitheußer (SPD).

gierung eine Expertenkommission zur Neugestaltung der Ausbildung eingesetzt; Ergebnisse sind für Januar 2013 zu erwarten.

Schon jetzt zeichnen sich allerdings zwei Tendenzen ab: Die „Bolognisierung“ der Lehrerbildung einerseits und die engere Kooperation von Pädagogischen Hochschulen und Universität andererseits. „Die Ausbildung von Lehrerinnen und Lehrern wird sich grundlegend verändern“, hatten Kultusministerin Warminski-Leitheußer und ihre Kabinettskollegin Theresia Bauer schon im April angekündigt.

Wie genau das Lehramtsstudium nach der Reform aussieht, wird wohl erst im Januar klar werden. Nicht unwahrscheinlich ist die gegenwärtig diskutierte Variante, nach der auf



einen Fach-Bachelor an der Universität ein „Master of Education“ an den Pädagogischen Hochschulen folgen würde. Demnach wäre auch die Ausbildungsdauer für alle Schularten dieselbe – mit noch ungeklärten Auswirkungen auf die Besoldung.

In Heidelberg indes sieht man sich gut vorbereitet. „Der Standort bietet mit der Volluniversität, einer Pädagogischen Hochschule und den Seminaren für Didaktik und Lehrerbildung ideale Bedingungen für eine ausgezeichnete Lehrerbildung“, freut sich Anneliese Wellensiek, Rektorin der PH. Die Beteiligten bauen dabei auf den bereits seit 1999 bestehenden Kooperationsvertrag zwischen Uni und Pädagogischer Hochschule auf. **(kgr)**

Kuschelnoten an der Uni?

Studie kritisiert Notenvergabe

Der Wissenschaftsrat, Deutschlands wichtigstes wissenschaftliches Beratungsgremium, hat deutliche Kritik an der Notengebung der Hochschulen im Land geübt. Die Noten seien tendenziell zu gut, außerdem stark vom Studienfach abhängig, bemängelt er.

Zum einen, heißt es, gäben die Professoren in Deutschland zu gute Noten, eine Tendenz, die zunehme. So wurden in vier von fünf bestandenen Bachelor-Prüfungen die Noten „gut“ oder „sehr gut“ vergeben. Universitäten erlügen „dem Anreiz, ihren Absolventinnen und Absolventen über gute Prüfungsnoten bildungsbiografische Vorteile zu verschaffen“, zum Nachteil der Absolventen jener Hochschulen, die leistungsgerecht bewerten, so der Vorsitzende des Wissenschaftsrates, Wolfgang Marquardt.

Unumstritten ist die Behauptung nicht: So fanden nur diejenigen Eingang in die Statistik, die bestanden hatten – alle anderen sind gar nicht berücksichtigt. In Mathematik, für das die Studie je nach Studiengang Schnitte zwischen 1,6 und 2,5 ermittelt hat, brechen achtzig Prozent ihr Studium vorzeitig ab.

Der zweite Kritikpunkt betrifft die Unterschiede zwischen den Fächern. So haben im Bachelor Biologie 84 Prozent der Absolventen eine eins oder zwei, im seltenen Jura-Bachelor 37. Noch größer ist der Unterschied in den alten Studiengängen: Im Biologie-Diplom sind es 98 Prozent, im Staatsexamen Jura nur sieben. Die Fachschaft Jura kann die strenge Notenvergabe

bestätigen. Das Notenspektrum, heißt es hier, werde praktisch nie ausgeschöpft: „Zur Benotung steht bei uns ein Spektrum von 0 bis 18 Punkten zur Verfügung, wobei das Erreichen der Note ‚Sehr gut‘ (16 bis 18 Punkte) quasi unmöglich ist, insbesondere im Examen.“ Allerdings ist Heidelberg da keine Ausnahme. Der Anteil derjenigen, die mit „sehr gut“ abschließen, liegt seit Jahren im einstelligen Promillebereich. Doch auch wenn einem durch schlechte Noten keine Nachteile erwachsen – auf Dauer seien sie „frustrierend“, heißt es.

In Biologie dagegen wehrt man sich gegen den Vorwurf, zu gut zu benoten. So verweist die Fachschaft auf die hohe, aber unberücksichtigte Vorabselektion. Auch Michael Wink, Studiendekan der Fakultät für Biowissenschaften erklärt: „Von 1500 Bewerbern jährlich nehmen wir überhaupt nur 500 auf.“ Die Notenvergabe entspreche internationalem Standard.

Im Übrigen sieht auch die Universität die guten Noten positiv und so keinen Regulierungsbedarf. Auch die Fachschaft Biologie verweist auf die Selektion: „In einem solchen Fall auf einem Ausschöpfen des Notenspektrums zu bestehen, wenn der Punkteunterschied beispielsweise nur fünf Punkte beträgt, wäre vollkommen hirnrissig.“

Tatsache ist: Die Notengebung variiert je nach Fach und Universität. Sicher ist aber auch: Ob das an vermeintlich zu guten Noten liegt, ist äußerst fraglich. Anlass zur Diskussion besteht jedenfalls. **(mab)**

Mitbestimmung braucht Geld

Fachratswahlen fehlt Finanzausstattung

Das Gremium der Fachräte hat sich bewährt. Damit das so bleibt, müssen die Verantwortlichen nun die Finanzierung der Wahlen klären.

Einemal Jahre nach seiner Einführung sind alle Beteiligten sehr zufrieden mit dem neu geschaffenen Gremium: Die Fachräte eröffnen nicht nur die Möglichkeit studentischer Mitwirkung auf einer unmittelbaren Ebene, sondern erfüllen eine Scharnierfunktion zu höheren Ebenen und den übrigen Statusgruppen (siehe Infokasten).

Die studentischen Vertreter dieses Gremiums werden dieser Tage zum zweiten Mal gewählt. In neun Fächern ist die Wahl bereits vorbei, die 33 übrigen folgen im neuen Jahr. Wie etwa auch die Senatswahlen kostet dieser Urnengang Geld: Plakate und Flyer müssen gedruckt, Wählerlisten erstellt und Wahllokale besetzt werden. Im vergangenen Jahr stellte das Rektorat dafür 7000 Euro an Mitteln bereit – eine Anschubfinanzierung, die jedoch nach der aktuellen Wahl ausläuft.

Wie es danach weitergeht, ist noch unklar. Die Rechtsabteilung der

Universität hatte bislang die Ansicht vertreten, eine weitere Finanzierung verstoße gegen die Landeshaushaltsordnung, weil die Fachräte nicht im Landeshochschulgesetz stehen. Auch eine Finanzierung durch die wiedereingeführte Verfasste Studierendenschaft sei aus diesem Grund ausgeschlossen.

Wie die Pressestelle der Universität erklärte, beurteilt das Rektorat die Lage inzwischen jedoch anders. Man sei mit der Arbeit der Fachräte sehr zufrieden, eine Weiterfinanzierung von Seiten der Universität werde daher „unbedingt angestrebt“. Allerdings müsse die Einrichtung der Verfassten Studierendenschaft abgewartet werden. Rechtliche Bedenken hege man dagegen nicht – und teilt damit die Ansicht des Wissenschaftsministeriums.

Was die Unterstützung des neuen



Ohne Finanzierung keine Wahl: Die Fachräte.

Gremiums angeht, scheinen die Positionen innerhalb der Universitätsleitung noch nicht einheitlich zu sein. Dennoch darf man wohl von der grundsätzlichen Bereitschaft ausgehen, die Wahlen weiterhin zu finanzieren.

Auf diese Versicherung baut nun die AG Fachrat der Fachschaftskonferenz. Hier hatte man befürchtet, die Wahlen in Zukunft ehrenamtlich organisieren zu müssen. Damit hatte man die Existenz dieses einzigen Gremiums, in dem Studenten frühzeitig und auf Fachebene Einfluss auf ihre Studienbedingungen nehmen können, gefährdet gesehen. „In vielen Fächern gibt es durch die Fachräte erstmals die Möglichkeit, unter Beteiligung aller Beteiligten über das Lehrangebot, Evaluationen und sonstige Fragen des Studiums und der Lehre zu sprechen“, erklärte die AG. Um diese Mitbestimmungsmöglichkeit zu erhalten, werden die Verantwortlichen einen Weg finden müssen, die Finanzierung der Wahlen auch im nächsten Jahr zu gewährleisten. **(kgr)**

Baustelle Slavistik

Schalldämmung umstritten finanziert

Seit der letzten Renovierung kracht es in der Slavistik gewaltig. Doch leider fehlen der Slavistik die Gelder, um dies zu beheben.

Daher reichte sie bei der zentralen Qualitätssicherungsmittelkommission (QuaSiMiKo) einen Antrag ein, damit die Schalldämmung finanziert werden kann..

Für die Schalldämmung mehrerer Seminarräume fordert die Slavistik 5820 Euro. Zuvor waren erwähnte Räume durch die universitäre Einrichtung für Bau und Liegenschaften umgebaut worden, woraufhin erste Probleme mit der Akustik auftraten, die nun das Studium sehr stören.

Das Dekanat ließ wissen, dass ein Lektor bereits in logopädische Behandlung müsse und eine wachsende Zahl an Studierenden und Lehrenden unter Heiserkeit leide. Hörverstehen und Sprech- und Kommunikationsfähigkeiten seien beeinträchtigt.

Bereits vor circa zwei Jahren begann die universitäre Einrichtung die Planung für den Umbau. Schon zuvor hatte sie bei der Platzierung einer Türe im Institut einen Fehler begangen. Durch eine schlecht geplante Positionierung konnten damals Teile eines Raumes nicht genutzt werden und es dauerte der Fachschaft Slavistik zufolge ein Jahr, bis das Bauamt den Fehler behob. Ob es sich hier auch um einen Fehler handelt, ist jedoch unklar.

Als vor circa zwei Jahren der Umbau geplant wurde, gab es noch die Studiengebühren. Diese durften allerdings nicht für Bauvorhaben eingesetzt werden. Zum Sommersemester 2012 schaffte die rot-grüne Landesregierung eben jene Gelder ab, woraufhin sie die Qualitätssicherungsmittel (QuaSiMi) aus Kompensationsgründen einführte. Pro Student und pro Semester ver-

gibt das Land 280 Euro. Über 20 Prozent dieser Gelder wird in einer zentralen QuaSiMiKo beraten, über die restlichen 80 Prozent wird auf dezentraler, fachinterner Ebene entschieden. In den QuaSiMiKos sitzen neben Vertretern der Universität auch Studenten, denen per Gesetz ein Vetorecht eingeräumt wird. Im Unterschied zu den verflochtenen Studiengebühren dürfen die QuaSiMi auch für Bauvorhaben eingesetzt werden, einen Umstand, den sich die Universität zur Finanzierung von Bauprojekten zu Nutzen machen kann.

Ein Antrag der Slavistik an die universitäre Einrichtung, die Akustikprobleme zu bereinigen, wäre in jedem Falle abgelehnt worden – eine Begründung wollte die Einrichtung für Bau und Liegenschaften nicht geben. Der Slavistik sei daher dem Dekanat zufolge keine andere Wahl geblieben, als sich an die zentrale QuaSiMiKo zu wenden, die instituteigenen Gelder seien bereits unter anderem für Büromaterialien, Medien und zusätzliche Lehrkörper aufgebraucht worden.

Es bleibt festzuhalten, dass Mittel, bei denen Studenten kein Mitspracherecht haben und für Grundlegendes wie Baumaßnahmen verwendet wurden, nun seitens der Universität auf Projekte, die nicht für Studium und Lehre relevant sind, umverteilt werden können. Die Studenten werden hierüber nicht informiert. Die entstandenen finanziellen Lücken stellen Sachzwänge dar, die das Vetorecht der Studenten untergraben

Daher kann bei der Slavistik auch eine solche Umverteilung geschehen sein. Welcher Student würde dann gegen einen Umbau stimmen, der ein Studium ohne Hörsturz ermöglichen würde? **(acs)**

Wofür gibt es die Fachräte?

In 42 Fächern dreier Fakultäten (der Philosophischen und Neuphilologischen sowie der für Verhaltens- und Kulturwissenschaften) sitzen im „Fachrat“ erstmals alle universitären Statusgruppen an einem Tisch. Je drei Vertreter aus der Professorenschaft, dem Mittelbau

und der Studentenschaft beraten über Fragen von Studium und Lehre. Das ist ein Fortschritt, da dies in Fakultäten wie der Philosophischen, die aus über zwanzig Fächern von Ägyptologen bis zu Musikwissenschaftlern besteht, zuvor nur auf Fakultätsebene geschehen war.

„Spaltung der Bildungslandschaft“

German U15: Die Universität Heidelberg als Lobbyist in Verteilungskämpfen

In der deutschen Bildungslandschaft herrscht große Unruhe: Es tobt ein Kampf um Bundesmilliarden. Sollen künftig auch Schulen oder nur Hochschulen gefördert werden? Wie geht es 2017 nach der Exzellenzinitiative weiter? Die Universität Heidelberg gründete hierfür die German U15 mit.

Selbst die finanziell besser ausgestatteten Hochschule leiden unter chronischer Unterfinanzierung und stehen unter zeitlichem Druck: 2017 läuft die Förderung durch die Exzellenzinitiative aus, die der Universität Heidelberg insgesamt 150 Millionen extra einbrachte. Bisher ist aber nicht klar, wie es danach weitergeht.

Daher reichte Bildungsministerin Schavan einen Gesetzesvorschlag ein. Dieser Entwurf sah trotz akuter Unterfinanzierung des Schulwesens nur vor, Hochschulen mit überregionaler Bedeutung zu fördern. Unter anderem deshalb wurde er abgelehnt (siehe Infokasten).

Drei Wochen später gründete sich

am 12. Oktober die German U15, ein Verbund aus 15 „forschungsorientierten“ Universitäten“. Mitglieder sind namhafte Universitäten wie die Ludwig-Maximilians-Universität München. Der Heidelberger Rektor Bernhard Eitel ist sogar der Vorsitzende der German U15.

In der Pressemitteilung zur Gründung der U15 steht: „In einer arbeitsteiligen deutschen Wissenschaftslandschaft“ sollen gemäß der U15 staatliche Gelder künftig eingesetzt werden, um „die Komplementarität der Hochschulen in Forschung und Lehre besser zu nutzen.“

Hierzu äußert sich Michael Hartmann, Professor für Elitesoziologie

an der TU Darmstadt: „Nicht das ganze Bildungswesen soll durch den Bund mitgetragen werden, um die Länder zu entlasten, sondern lediglich forschungsstarke Hochschulen. Das unterfinanzierte Schulwesen soll unterfinanziert bleiben, die Bundesmittel sollen in erster Linie für die forschungsstarken Hochschulen verwendet werden.“ Laut Michael Hartmann profitieren aber auch nicht alle Fächer von forschungsstarken Universitäten, denn „an den forschungsstarken Unis sollen sich die Mittel wiederum auf die schon bisher begünstigten Disziplinen wie vor allem die Medizin und die Naturwissenschaften konzentrieren: Damit fördert die German U15 eine Spaltung der gesamten Bildungslandschaft.“

Bernhard Eitel, Rektor der Universität Heidelberg und Vorsitzender der German U15, verweist auf

die internationale Ausrichtung der Universität Heidelberg, die zusätzliche Mittel erfordert und erklärt aber: „Es geht nicht um besser oder schlechter ausgestattet, sondern um eine Ausstattung, die sich an den jeweiligen Aufgaben orientiert. Nicht jede Hochschule und schon gar nicht jede Universität muss alles machen.“

Wissenschaftsministerin Theresia Bauer unterstützt den Heidelberger Rektor: „Der Prozess, dass sich die Hochschulen weiter ausdifferenzieren, ob sie also eher regional oder international ausgerichtet sind, ist per se nichts Schlimmes.“

Für Theresia Bauer verfolgt die German U15 nicht die Spaltung der Bildungslandschaft, sondern ist eine kluge Antwort auf die TU9, den Zusammenschluss der technischen Universitäten. Denn sie haben sich Bauer zufolge ihr „eigenes Sprachrohr geschaffen.“

Thorsten Bultmann vom Bund der Demokratischen Wissenschaft-



Foto: Universität Heidelberg

Rektor Eitel ist auch Chef der German U15.

lerInnen kritisiert Bauer: „Die eindeutig defizitäre Finanzierung des überwiegenden Teils der Hochschullandschaft und der vielfältigen Hochschulfunktionen wie zum Beispiel Studium und Lehre „unterhalb“ der exzellenzgeförderten Spitzenforschung wird damit indirekt legitimiert – und stabilisiert.“ So oder so: Es bleibt spannend! (zef)

Das Kooperationsverbot und der Kampf um Bundesmilliarden für Bildung

Am 21.09.2012 lehnte der Bundesrat den Gesetzesentwurf von Annette Schavan ab. Dieser zielte darauf ab, dass künftig der Bund den Ländern bei der Finanzierung von Bildung unter die Arme greifen kann und hierfür das Kooperationsverbot zwi-

schen Bund und Ländern lockern wollte. Dieses schloss bisher eine Beteiligung des Bundes über zeitlich begrenzte Projekte wie der Exzellenzinitiative hinaus aus, da Bildung bisher ausschließlich Sache der Länder ist. Bei der Ablehnung ging es aber nicht

um die Frage, ob der Bund sich beteiligen soll. Viel mehr wollten zum Beispiel die Grünen, dass auch das Schulwesen davon profitiert. Der Gesetzesvorschlag sah aber nur vor, die Hochschulen mit überregionaler Bedeutung zu fördern.

Exzellente sind nur die anderen

Nach Petitionsübergabe: Für Umstieg auf Ökostrom fehlen der Uni Gelder

Vor zwei Jahren hat sich in der Grünen Hochschulgruppe (GHG) Heidelberg der Arbeitskreis (AK) Ökostrom zusammen gefunden, um den Umstieg auf Ökostrom zu fordern. Seitdem haben die Studenten begonnen, ihre Petition zu erstellen, die sie nun Rektor Bernhard Eitel überreichen.

„Nach Fukushima war klar, dass in der Ausschreibung auf der Suche nach einem neuen Stromanbieter 2013 an der Universität Heidelberg nur nachhaltige Energien sinnvoll sind“, sagen die Hauptpetitionanten Christian Mittelstaedt, Sonja Schellhammer und Theresa Koch. Als sie aber nach einem dreiviertelstündigen Gespräch mit dem Rektor sein Büro verlassen, sind sie enttäuscht. „Der Universität fehlt für einen hundertprozentigen Umstieg auf Ökostrom das Geld“, erklärt Schellhammer.

Obgleich sich die Uni durch den Gewinn von Ausschreibungen wertvolle Zuschüsse sichern kann, will sie weiterhin auf den gewöhnlichen Strom-Mix zurückgreifen. Der wird hauptsächlich aus Kohle und Atomkraft, sowie einem kleineren Teil erneuerbarer Energien bezogen. „Eine Umstellung auf 100 Prozent Ökostrom würde Energiemehrkosten in Höhe von rund 800.000 Euro pro Jahr bedeuten“, erklärt Rektor Eitel. Die Grüne Hochschulgruppe hatte mit Hilfe von Experten einen geringeren Wert von nur zwei Prozent Mehrkosten errechnet.

Für den Rektor besteht das Problem für eine Umstellung der Energiespeisung darin, dass sich diese „Mehrkosten nur zu Lasten von Forschung und Lehre finanzieren ließen.“ Darum sei der Umstieg „aus finanziellen Gründen nicht möglich.“

Weiterhin erklärt Eitel: „Auch Labore, in denen zum Thema Nach-

haltigkeit geforscht wird, benötigen Strom und oft sogar sehr viel Strom.“

Die Frage ist: Wie weit darf sich nun Forschung von Realität entfernen? Wie ist es für

d e n



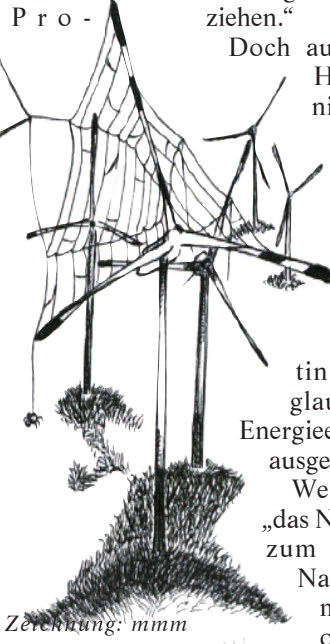
Studenten und seinen Dozenten, Nachhaltigkeit zu erforschen im Licht der Lampen, die durch den Strom von Atomkraftwerken gespeist werden? Wie frustrierend ist es, Forschung an der Universität nicht umsetzen zu können?

Einige Projekte existieren natürlich schon: Es gibt etwa vorzeigbare Photovoltaikanlagen, und ein

umgebautes Heizkraftwerk, das auf die „Kraft-Wärme-Kälte-Kopplung“ setzt.

Doch exzellente sind in diesem Gebiet nur andere: Die Universitäten Hohenheim, Marburg und Lüneburg haben inzwischen die Führung in nachhaltiger Stromversorgung ihrer Lehrinstitute übernommen und versorgen sich zu

1 0 0
P r o -



Zeichnung: mmm

zent mit Ökostrom. Auch die Universität Mannheim ist ihrem Nachbarn einen Schritt voraus: „In Zusammenarbeit mit der Kanzlerin haben wir den Erwerb von zertifiziertem Ökostrom erreicht“, erklärt Jan Berz, Mitglied der GHG Mannheim. Der zertifizierte Strom eines Anbieters, der nur Ökostrom finanziell unterstützt, wäre für

den AK Ökostrom der Uni Heidelberg jedoch nur „eine Notfalllösung.“ Besser wäre ein Anstieg des Ökostromanteils im Strom-Mix.

Warum kann die Uni Heidelberg ihrer Verantwortung, die ihr durch viele Ausschreibungen zuerkannt wird, jetzt nicht gerecht werden?

Eitel sucht helfende Hände anderswo: „Leistet das Land einen wesentlichen Beitrag zu den Stromkosten, dann können wir den Umstieg auf Ökostrom sofort vollziehen.“

Doch auch in der Uni bleibt Hoffnung. Die GHG gibt nicht auf, im Gegenteil: „Wir stehen weiterhin im Dialog mit dem Rektor, der Kanzlerin, und den Umwelt- und Energiebeauftragten der Universität“, erklärt die Physikstudentin Schellhammer, „wir glauben nicht, dass die Energieeffizienz der Universität ausgereizt ist.“

Weitere Schritte wären, „das Nutzverhalten zu ändern“, zum Beispiel durch eine Nachtabsenkung der Klimaanlage in der Bibliothek, oder „einfach nur das Licht nach einer Veranstaltung auszuschalten.“

Eine andere Idee ist, Marketing mit dem Beziehen von Ökostrom zu betreiben und somit die Mehrkosten zu verringern. Auch wenn ein Umstieg auf 100 Prozent Ökostrom zum Jahr 2014 nicht möglich scheint, wird der AK Ökostrom der GHG ihr Ziel nicht aus den Augen verlieren. (mit)

Neue URZ-Regelungen

Das URZ hat einige Neuerungen beschlossen, von denen für Studenten zunächst zwei von Relevanz sind: So sind sie fortan verpflichtet, ihren E-Mail-Account zu nutzen, der ihnen bei der Immatrikulation zur Verfügung gestellt wird. Ziel ist es, auf diesem Wege die Kommunikation zu erleichtern. Verwendet werden darf, so die Ordnung nach § 2 Landeshochschulgesetz, der Uni-E-Mail-Account für „Aufgaben im Bereich von Forschung, Lehre, Verwaltung, Studium und sonstigen Aufgaben der Hochschule.“ Indem eine Berührung von Universitärem und Privatem unterbunden wird, sichert sich die Universität ab, nicht in die Position eines Providers gebracht zu werden, der Vorgänge aufzeichnen und darüber Auskunft erteilen muss. Bis auf das regelmäßige Abrufen des Mail-Accounts ändert sich für die Studierenden letztlich nicht viel: Eine Kontrollinstanz wird es nicht geben und somit bleibt jedem selbst überlassen, welche Nutzung für ihn in den Rahmen der „studentischen Zwecke“ fällt.

Dass das Druckfreikontingent fortan wegfällt, dürfte ebenso nicht allzu sehr ins Gewicht fallen: Dabei handelt es sich lediglich um einen Betrag von 2,50 Euro. Ärgerlich ist dagegen der Vorschlag vom Rektorat, dass die Verfasste Studierendenschaft den Betrag übernehmen könne – und damit missachtet, dass deren Aufgaben in der politischen Mitbestimmung und sicherlich nicht in der Finanzierung von Lehrmitteln liegen. Nach 35 Jahren scheint also an der Universität Heidelberg kurz vor der Wiedereinführung der Verfassten Studierendenschaft noch Diskussionsbedarf darüber zu bestehen, was ihre künftigen Aufgaben sein werden. (tat)

Auch der Personalrat leidet

Fortsetzung Titel: Das Ausbeutungswerk

Das Studentenwerk in Heidelberg umgeht vor allem im gastronomischen Bereich den Tarifvertrag der Länder, indem es die Studierenden nicht direkt bei sich, sondern bei der Hochschulservice GmbH (HSG) unter Vertrag nimmt (siehe Infokasten). Die Studierenden unterschreiben bei ihrer Einstellung in der HSG zunächst keinen Arbeitsvertrag, sondern eine Rahmenvereinbarung. Sie legt nur die Bezahlung fest: 7,60 Euro pro Stunde. In der Rahmenvereinbarung steht außerdem, dass für jeden Arbeitstag ein separater Vertrag unterschrieben werden muss. Dieser regelt dann, wie viele Stunden am betreffenden Tag verrichtet werden.

Einen gesetzlichen Urlaubsanspruch gibt es jedoch auch bei solcher Tagelöhneri: Daher wird dieser mit 46 Cent pro Stunde abgegolten, macht also 8,06 Euro. Weihnachtsgeld gibt es für die studentischen Beschäftigten nicht – im Gegensatz zu ihren tariflich beschäftigten Kollegen: Die geringfügigsten beschäftigten Kollegen aus dem Studentenwerk erhalten einschließlich Weihnachtsgeld in der Entgeltgruppe 1 (EG1) einen Stundenlohn von 9,42 Euro. Die Studierenden in der HSG bekommen also 14,4% weniger Geld, obwohl sie oftmals dieselbe Arbeit leisten.

Die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall umgeht das Studentenwerk: Ist ein Student krank, kann er an diesem Tag keinen Vertrag unterschreiben. Ein HSG-Beschäftigter sagt dazu: „Die Studentinnen und Studenten, die in den Mensen und Cafés des Studentenwerks arbeiten, erhalten kein Krankengeld. Viele

von uns arbeiten nicht um unseren Urlaub oder Ähnliches zu finanzieren, sondern um unsere Lebenskosten zu decken“, erklärt der Student, der anonym bleiben möchte. „Wer dann mal eine oder zwei Wochen krank ist, kann wahrscheinlich am Ende des Monats seine Miete nicht bezahlen“, erläutert er weiter. „Es wäre schon gut, wenn auch wir nach Vorlegung des Attests Anspruch auf Krankengeld hätten.“

Hierfür müsste aber die Rahmenvereinbarung durch einen geregelten Arbeitsvertrag ersetzt werden, in dem eben auch die monatliche Arbeitszeit festgeschrieben ist. Aber statt einer Lohnfortzahlung bietet die Rahmenvereinbarung warme Worte: „Die Hochschul-Service-GmbH Heidelberg verfolgt unter der Zielsetzung der sozialen Betreuung und Förderung von Studierenden mit der Beschäftigung studentischer Hilfskräfte ein Konzept, das Studierenden eine zusätzliche Möglichkeit der Studienfinanzierung bieten soll.“ Dass diese Studienfinanzierung im Krankheitsfall abrupt wegbreicht, steht hier nicht.

Auf den ersten Blick bieten die Tagesverträge den Studierenden herrliche Flexibilität: Die Studierenden entscheiden scheinbar von Tag zu Tag, ob und wann sie arbeiten. Das aber geht auch bei tariflich bezahlten Arbeitsverhältnissen und diese können ebenfalls befristet werden.

Dass sich die HSG-Studierenden in der HSG nicht wehren, hat eine Vorgeschichte: 2008 gründeten die Hilfskräfte einen Betriebsrat. Daraufhin stellte das Studentenwerk alle Tagelöhner befristet, aber mit

Tarifvertrag, direkt bei sich ein und löste die HSG so für eine gewisse Zeit faktisch auf. Der Betriebsrat war machtlos, weil es schlicht keine Angestellten mehr gab. Nachdem sich die Wogen geglättet haben, beschäftigt das Studentenwerk wieder fleißig Tagelöhner in der HSG.

Doch auch die regulär Beschäftigten scheinen zu leiden. Marijo Kovac von Ver.di Rhein Neckar, beschreibt die Situation so: „Sie haben Angst ihre Arbeitnehmerrechte geltend zu machen, oder auch nur der Gewerkschaft beizutreten“, betont Kovac. „Zum Teil denken die Menschen, es sei öffentlich bekannt, dass sie Mitglied einer Gewerkschaft sind, was aber aufgrund des Datenschutzes nicht stimmt. Ver.di-Mitglieder haben Anspruch auf kostenlose Rechtsberatung und Rechtsvertretung. Dies gilt auch für Studenten.“

Auch der Personalrat des Studentenwerks hält das Betriebsklima für gestört: „Besonders die Beschäftigten in der Triplexmensa haben Angst. Sie fürchten sich sogar davor, krank zu werden, da sie glauben, in diesem Fall in der nächsten Saison keinen neuen Arbeitsvertrag zu erhalten.“ Abgesehen von Eat&Meet ist die Triplexmensa nämlich ein Saisonbetrieb und die Mitarbeiter dort haben zum Teil seit mehreren Jahren Saisonarbeitsverträge nur für die Vorlesungszeit.

Dazwischen sind sie also arbeitslos. Der Personalrat hält das für unnötig: „In dieser Zeit fehlen urlaubsbedingt viele Arbeitskräfte an anderen Mensastandorten, so dass gerade die Beschäftigten aus der Triplex-



Foto: zef

Ob die Studierenden wissen, dass sie von Tagelöhnern bedient werden?

mensa die entstehenden Lücken schließen können.“ Die Angestellten im Studentenwerk Heidelberg hätten im gastronomischen Bereich Anspruch auf die Entgeltgruppen EG2 bis EG4. „Das Studentenwerk will sie aber pauschal nach EG1 bezahlen“. EG1 steht für einfachste Tätigkeiten, für die nicht einmal eine Einarbeitung notwendig ist.

Die gibt es aber in den Mensen nicht, das Herrichten von Portionen zum Beispiel erfordert sehr wohl eine Einarbeitung. „Niemand im Studentenwerk dürfte noch in EG1 eingruppiert sein“, findet daher Gewerkschaftssekretär Kovac. Er weist darauf hin, dass auch alle anderen Studentenwerke fast niemanden mehr nach EG1 bezahlen. „Das Studentenwerk legt uns keine Stellenbeschreibungen vor“, schildert der Personalrat. „Daher können wir aktuell nicht über die Eingruppierung mitentscheiden, wie es als Personalrat unser Recht wäre. Das Studentenwerk sagt uns auch nicht, wie viele Beschäftigte es in der HSG überhaupt gibt und wer eingestellt wird“, beklagt der Personalrat weiter, der nach der Ausbootung des HSG-Betriebsrats auch wieder für die studentischen Hilfskräfte zuständig ist. Für Kovac ist dies rechtlich unzulässig: „Der

Personalrat muss über alle Einstellungen bei der HSG informiert sein und auch bei der Einstellung mitentscheiden dürfen.“

Die Universität Heidelberg hat so viele Studierende wie seit 20 Jahren nicht mehr. „Dieser Mehrbedarf wird jedoch zu einem großen Teil nicht mit unbefristetem oder wenigstens tariflich bezahltem Personal gedeckt“, fügt der Personalrat hinzu. „Vielmehr ersetzen die geringer bezahlten Hilfskräfte aus der HSG und bis Oktober 2012 auch solche von Leiharbeitsfirmen die tariflich bezahlten Arbeitskräfte. Damit sind die Arbeitnehmer für das Studentenwerk Heidelberg entbehrlich und haben große Angst, ihre Arbeitsplätze zu verlieren, wenn ihr Vertrag ausläuft. Daher regt sich auch kaum Widerstand gegen die falsche Eingruppierung. Das Studentenwerk Heidelberg spart, wo es nur kann – auf dem Rücken der Arbeitnehmer. Aus all diesen Gründen sprechen wir uns als Personalrat für die Auflösung der HSG aus!“ fordert der Personalrat abschließend.

Die Geschäftsführerin des Studentenwerkes, Ulrike Leiblein, konnte vor Redaktionsschluss nicht mehr mit dem *ruprecht* sprechen. Dieses Gespräch wird im neuen Jahr nachgeholt. (zef)

Das Studentenwerk Heidelberg und seine Tochtergesellschaft

Das Studentenwerk Heidelberg ist eine Anstalt öffentlichen Rechts, die Beschäftigten arbeiten folglich im öffentlichen Dienst und damit gilt für das Studentenwerk der Tarifvertrag der Länder (TVL). Dieser regelt neben der Bezahlung die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall, die Urlaubsrege-

lung und das Weihnachtsgeld. Die studentischen Hilfskräfte werden jedoch nicht direkt beim Studentenwerk beschäftigt, sondern bei seiner Tochtergesellschaft, der Hochschulservice GmbH (HSG). Diese gründete das Studentenwerk Heidelberg 1999, um für die studentischen

Beschäftigten den Tarifvertrag der Länder zu umgehen. Doch das Studentenwerk Heidelberg ist nicht das einzige mit einer Tochtergesellschaft, in Dortmund zum Beispiel gibt es auch eine. Jedoch musste unter anderem deshalb im Jahr 2011 Geschäftsführer Ralf Niebuhr seinen Posten räumen.

Angebote des Hochschulteams:

11.12. Tätigkeitsfeld IT für Quereinsteiger
Neue Uni, HS 04, 18:00 Uhr

18.12. Berufseinstieg für ausländische Absolventen
Neue Uni, HS 04, 18:00 Uhr

15.01. Workshop Assessment Center Training
AA Heidelberg - Anmeldung per Mail erforderlich!

22.01. Personalauswahl - worauf achten Unternehmen?
Neue Uni, HS 04, 18:00 Uhr

Check der Bewerbungsunterlagen am 16.1. - AA Heidelberg
- Anmeldung per Mail erforderlich!

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69 / 71, 69115 Heidelberg
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

Bundesagentur für Arbeit

Blutspendezentrale Heidelberg **IKTZ**

Im Neuenheimer Feld 583 - Technologiepark -

Fürs Leben gerne Blutspenden

Spenden Sie zum ersten Mal bei uns?
Kommen Sie bitte mit einem gültigen Ausweis bis spätestens eine Stunde vor Spendenschluss, damit wir Sie umfassend und in Ruhe informieren können.

Spendezeiten:		
Montag	8:00 - 12:00 Uhr	13:00 - 16:00 Uhr
Dienstag	-	13:00 - 18:00 Uhr
Mittwoch	8:00 - 12:00 Uhr	13:00 - 16:00 Uhr
Donnerstag	-	14:00 - 19:00 Uhr
Freitag	8:00 - 12:00 Uhr	13:00 - 16:00 Uhr
Samstag	(immer am 2. Samstag des jeweiligen Monats) 09:00 - 13:00 Uhr	

www.iktz-hd.de oder **650 510**

Zwischen Hörsaal und Windelwechseln

Wie Studenten mit Kind ihren Alltag organisieren

Text und Foto von Thomas Leurs

Kinder stellen das Leben auf den Kopf. Das gilt umso mehr bei Studenten. *ruprecht*-Redakteur Thomas Leurs traf sich mit drei jungen Familien und sprach mit ihnen über das Glück, Kinder zu haben, Stress neben dem Studium und falsche Vorurteile.

Schon seit Längerem steht ein Plakat in der Marstallmensa mit der Aufschrift: „Verrückt! Immer mehr Vierjährige an Baden-Württembergs Hochschulen.“ Kinder zu bekommen ist immer ein großer Einschnitt im Leben. Sei es im Berufsleben oder schon im Studium.

Barbara ist 26 Jahre alt und hat bereits drei Kinder. Der Älteste ist sieben und gerade in die Schule gekommen. Der Zweite ist sechs und der Jüngste vier und im Kindergarten. Seit drei Semestern studiert sie nun in Heidelberg Physik.

„Ich habe bewusst gewartet, bis alle groß genug waren, um mein Studium zu beginnen“, meint sie. Die Kinder mit nach Heidelberg zu

nehmen, lohnt sich für sie nicht. Sie wohnt zu weit außerhalb von Heidelberg. Dafür springt ihre Mutter dann ein, wenn Barbara Vorlesungen besucht. „Ohne sie geht es nicht“, sagt sie.

Aber auch auf hilfsbereite Kommilitonen kann sie zählen. Wenn sie es mal nicht schafft, bringen sie ihr die Übungsblätter von der verpassten Veranstaltung. „Ich rechne es ihnen hoch an, dass sie Verständnis dafür haben.“ Wenn allerdings mal etwas mit den Kindern ist, gehen diese für sie auf jeden Fall vor und das Studium muss notfalls zurückstehen.

Das bedeutet aber nicht, dass für sie das Studium nicht so wichtig ist. „Wenn Prüfungen anstehen, sichere ich mich immer doppelt ab.“ So kann, wenn alle Stricke reißen und die Oma nicht auf die Kinder aufpassen kann, ihr Mann, der bereits berufstätig ist, für die Kinder da sein.

„Doch manchmal vermisste ich schon etwas“, sagt Barbara. So würde sie auch gerne mal das physikalische Kolloquium besuchen oder eine Psychologie-Vorlesung. Doch dafür bleibt leider keine Zeit. Nora und Florian sind beide 24, studieren Germanistik auf Master und haben bereits einen acht Monate alten Sohn. „Es war auf jeden Fall ein Wunschkind“, sagen sie glücklich. Doch gute Organisation ist seitdem ausgesprochen wichtig. „Die ganze Woche muss im Voraus gut durchgeplant werden“, sagt Florian.

Auch das Baby braucht einen strukturierten Tagesablauf. Wann es die drei Mahlzeiten am Tag kriegt, wann es gewickelt wird, wann es ins Bett muss, all das ist genau durchgeplant. „Um acht Uhr abends ist das Kind in der Regel im Bett und dann haben wir etwas Freizeit für uns“, sagt Nora. „Es ist aber alles unvorhersehbar. Wenn das Kind zum Beispiel krank wird.“

Die Prioritäten haben sich seitdem aber auch geändert: „Früher dachte ich immer, die Hausarbeit ist sehr wichtig. Jetzt weiß ich, dass das Kind viel wichtiger ist.“ Trotzdem leidet das Studium wegen des Kindes nicht. „Wir waren schon immer strukturierte Menschen. Die Noten haben sich seit der Geburt des Kindes nicht verschlechtert“, sagt Florian. Auf Hilfe von der Familie können sie leider

nicht zurückgreifen. Nora kommt aus Luxemburg, Florian aus Köln. Doch zu zweit gelingt es ihnen, den Uni-Alltag zu meistern. „Wir legen unsere Kurse so, dass immer einer zu Hause ist. Etwa, dass ich mon-

„Die Prioritäten haben sich seitdem geändert.“

tags in die Uni gehe und Florian mit dem Kind zu Hause bleibt und ich mich dann am Dienstag dafür um das Kind kümmere“, meint Nora.

Auch von den Dozenten kommt in den allermeisten Fällen viel Zuspruch. „Nur einmal wollte eine Dozentin eine mündliche Prüfung wegen meiner Schwangerschaft nicht vorverlegen“, empört sich Nora.

Dass sie aber als so junge Eltern mittlerweile eher eine Seltenheit geworden sind, merken sie in der Krabbelgruppe oder beim Babyschwimmen. „Die meisten Eltern sind dort im Schnitt zehn Jahre älter“, so Nora. Da kommen dann auch manchmal so blöde Sprüche wie: „Habt ihr das Kind in der Disko gekriegt?“ Aber da stehen wir drüber.“

Janina ist 25 und erwartet noch ihr erstes Kind. Im Januar soll es kommen. „Das war die süßeste Überraschung, die mir Janina machen konnte“, sagt ihr Freund. Das Kind war nicht geplant. Doch jetzt freuen sie sich beide darauf. „Für uns beide war sofort klar, dass wir das Kind zusammen großziehen“, sagt Janina.

Ihr Freund, der damals noch Soziologie in Jena studierte, wechselte nach Heidelberg. „Das ging auch relativ problemlos. Ich brauchte keinen Tauschpartner. Wegen des

Kindes war das ein Härtefall und ich konnte sofort wechseln.“

Die Uni stellt für solche Fälle auch Familienwohnungen bereit. Doch Janina ist mit ihrem Freund auf dem freien Wohnungsmarkt fündig geworden. Jetzt wohnen beide zusammen in Ludwigshafen. „Das ist auch wichtig. Sonst würden wir nicht den Betreuungszuschlag für das Kind bekommen“, so Janinas Freund. „Vor ein paar Jahren war das noch anders. Da musste man verheiratet sein, um das Betreuungsgeld zu erhalten. Jetzt muss man einfach nur zusammen wohnen. Da sind wir der Schröder für ihre Familienpolitik wirklich dankbar.“

Auch dass für die Grundvoraussetzung der Vaterschaft nicht mehr zwingend die Ehe nötig ist, sieht ihr Freund positiv. „Du kannst eine Familie mittlerweile ohne Trauschein haben. Im Fernsehen sieht man so etwas nicht, zumindest nicht im RTL-Nachmittags-Programm.“

Nur an der Universität gibt es noch Verbesserungsmöglichkeiten. So gibt es in der Triplex-Mensa einen Wickeltisch in der Damentoilette, aber nicht in der Herrentoilette. Als ihr Freund das beanstandete, wurde ihm gesagt, dass es schon mehrmals deswegen Beschwerden gab und man es ändern wolle.

„Wir sind der Schröder wirklich dankbar.“

Doch wichtig ist es auch, Kontakte weiter zu pflegen. „Man soll sich nicht selbst vergessen“, so Janina. Und ihr Freund erklärt es, wie man es von einem Soziologiestudenten erwartet: „Es gibt immer verschiedene Rollen, die man im Leben spielt. Und es gibt ja diesen

schönen Spruch: in einer Rolle aufgehen. Doch das muss nicht immer positiv sein. Man muss ein gesundes Mittelmaß finden.“

Janina sieht jedoch nach anfänglichen Zweifeln positiv in die Zukunft. Sie studiert zurzeit auf Bachelor, im nächsten Semester wäre sie fertig. „Ich hatte schon kurz überlegt, mein Studium abzubrechen“, sagt sie, „doch mir fehlen nur noch ein paar Scheine. Also werde ich nächstes Semester ein Urlaubssemester machen und im Wintersemester 2013 meinen Bachelor abschließen.“

Auch für ihr Berufsleben sieht sie gute Chancen: „Ich lebe in einer festen Partnerschaft, habe eine kaufmännische Ausbildung gemacht, danach auf dem zweiten Bildungsweg den Bachelor und bin unter dreißig.“ Auch die Frage, ob sie keinen Festvertrag bezüglich einer möglicherweise zukünftigen Schwangerschaft bekommt, stellt sich jetzt nicht mehr.

Doch trotz allen positiven Denkens wird ihr manchmal vor der Zukunft bange. In diesen Zeiten kann sie sich dann auf ihren Freund verlassen, der sie tröstet. „Auch der Gang zur Hebamme hat etwas Beruhigendes“, sagt sie. Dort trifft sie auch auf andere Familien: „Es ist schön zu sehen, dass da Familie gelebt wird. Man zieht an einem Strang. Wir haben es zusammen gemacht, wir ziehen es auch zusammen groß.“

Sätze wie „Aber du bist doch noch so jung?“ oder „Aber verpasst ihr da nicht etwas?“ müssen sich beide auch manchmal von älteren werdenden Eltern anhören. Doch wenn sie dann die Frauen Ende 30 sehen, die mit ihrem kugelrunden Bauch mit Mühe versuchen aus dem Stuhl im Wartezimmer aufzustehen, dann stehe sie einfach mit ihrem Freund auf und gehen.

Psychologie Heute Studentenabo

- + Das Standardwerk der Entwicklungspsychologie als Begrüßungsgeschenk
- + 12 Hefte jährlich
- + Kostenfreier Zugang zum Archiv
- + Nur € 62,90 (statt € 78,-)

fast
20%
günstiger



Jetzt abonnieren und Geschenk sichern!



Oerter /
Montada:
Entwicklungs-
psychologie
(mit CD-ROM)

PSYCHOLOGIE
HEUTE

Was uns bewegt.

www.abo-psychologie-heute.de

Das bewährte Lehrbuch bildet die Wissensgrundlage für alle relevanten Praxisfelder und Anwendungsbereiche der Entwicklungspsychologie. Eine wahre Fundgrube!

Angeln mit Thilo Sarrazin

Fortsetzung von Seite 1: Burschenschaften noch radikaler

Der Streit in der Deutschen Burschenschaft dreht sich vor allem um die Definition der Volksgemeinschaft. Gemäßigt konservative Bünde schlagen nun einen Kompromiss zwischen Abstammungs- und Bekenntnisgemeinschaft vor. Damit hoffen sie, den Austritt finanzstarker Bünde zu vermeiden.

In dem Artikel „Was sich ändern muß“ vom 13. Oktober postuliert Paulwitz, dass der Sozialstaat nur in Bezug auf die Nation als Solidargemeinschaft denkbar sei und wirbt für eine selbstbewusste Einstellung zu dieser: „Die deutsche Geschichte ist kein Verbrecheralbum“, schreibt er. Wer sich für den Fortbestand dieser Gemeinschaft nicht nach traditioneller Manier einsetzt, soll Paulwitz zufolge auch nicht unterstützt werden: „Vorrangige Aufgabe des Staates ist weder die Begünstigung von Abtreibung und die Privilegierung von Randgruppen-Lebensstilen zu Lasten der Familien noch die Entmündigung von Eltern durch Krippenprogramme.“ In seinem Buch „Deutsche Opfer, fremde Täter“ fordert er zudem mehr „Assimilationsdruck auf Einwanderer.“

„Assimilation“ steht auch beim Burschentag auf der Tagesordnung: Die Deutsche Burschenschaft kann sich in Bezug auf Artikel 9 ihrer Verfassung einfach nicht entscheiden, ob das deutsche Volk eine Abstammungs- oder eine Bekenntnisge-

meinschaft ist. 2011 gab es wegen des „Arierparagraphen“ Pressewirbel (wir berichteten in Ausgabe 133). Damals argumentierten sie mit Begriffen wie „europäische Körpermorphologie.“

Inzwischen bedienen die Burschenschaftler sich einer salon-

Klaus von Beyme, Professor für Politikwissenschaft, hält diese Klassifikation für faschistoid. Alexander Salomon, baden-württembergischer Landtagsabgeordneter der Grünen, erinnert diese Wortwahl an Sarrazin. Ein in der DB-Verbandszeitschrift veröffentlichter Artikel bestätigt



Burschenschaftliche Herbst-Winter-Kollektion in dezentem Graumeliert.

fähigeren Rhetorik und fordern eine „vollendete Assimilation an das deutsche Volk.“ Ein Bewerber „nichtdeutscher Abstammung“ darf „hinsichtlich Sprache und Kultur nicht von einem Bewerber deutscher Abstammung unterscheidbar“ sein. Bewerber aus dem „abendländisch-europäischen Kulturkreis“ haben bessere Chancen als Bewerber, deren Herkunft jenseits dieses „Kulturkreises“ liegt.

diese Annahme. In „Weg in die Freiheit: Deutschlands Aufbruch 2012“ bezieht sich der ehemalige Journalistikdozent der Universität Leipzig Michael Friedrich Vogt mehrmals auf die Sarrazin'sche „Selbstabschaffung“ Deutschlands. Schuld an dieser seien „Migrationsindustrie“ und „Gutmenschrassisten“, so der Autor. „Die Burschenschaften heute stehen im Vormärz“, meint Vogt, „im Widerstand gegen das System“

und die „zunehmend totalitären Strukturen“ einer „Parteien- und EU-Finanzdiktatur.“ Vogt fordert eine „revolutionäre Neuordnung“, ein bedingungsloses Grundeinkommen für alle „autochthonen Deutschen“ etwa oder Steuerfreistellung für Mütter ab dem vierten Kind.

Mit derlei radikalem Gedankengut wollen die gemäßigt reaktionären Bünde der Initiative Burschenschaftliche Zukunft nicht in Verbindung gebracht werden, weshalb einige bereits aus der DB ausgetreten sind. Dabei geht es ihnen viel mehr um die Wahrung ihres Rufes als um eine glaubwürdige Distanzierung zum Rechtsextremismus.

So gibt sich die Freiburger Burschenschaft Teutonia beispielsweise damit zufrieden, dass ihr Mitglied, der Anwalt Klaus Harsch, seiner Kanzleiangestellten Nicole Schneiders im Dezember 2011 „aufgrund des enormen öffentlichen Drucks“ gekündigt hat. Die Anwältin hatte als ehemalige NPD-Funktionärin den mutmaßlichen NSU-Mittäter Ralf Wohlleben verteidigt. „In den konkreten Details war das unserem Mitglied Herrn Anwalt Harsch nicht bekannt. Er hat es im Nachhinein bedauert, dass er sich vorher nicht gründlicher um Recherchen bemüht hatte“, erklärt

Rolf Piechowicz von der Teutonia.

Christian Becker von der Initiative „Burschschafter gegen Neonazis“ meint dazu: „Viele Burschschafter gehen mit dem akademischen Rechtsradikalismus nicht offen um. Das wird oft nur im Verborgenen besprochen. Die Folge ist, dass wir zu lange weggeschaut haben. Wir müssen uns mit dem Thema intensiver beschäftigen, um die Gefahr einschätzen zu können, denn manche Burschenschaften bieten Rechtsextremen Schutzräume.“

Becker wurde im Sommer aus seiner Burschenschaft, den Raczeks zu Bonn, ausgeschlossen, da er seinen Bundesbruder Norbert Weidner als einen Kopf einer rechtsextremen Bewegung aus Burschenschaften, NPD und Kameradschaften bezeichnet hatte. „Man merkt, dass die NPD probiert, sich über Burschenschaften reinzuwa-

„Das wird oft nur im Verborgenen besprochen.“

schen und immer mehr am rechten Rand der Mitte fischt“, so Salomon. Um einen kritischen Blick auf Rechtsradikalismus bei Burschenschaften zu bekommen, dienen Antifa-Materialien oft als wichtige Quelle. „Da die offiziellen Stellen versagt haben, fühlten sich diese Gruppen herausgefordert, etwas zu tun und das ist verdientvoll“, bemerkt von Beyme. (joy)

In der Miete gut beraten

Mieterverein Heidelberg informiert Studenten

Wer kennt sie nicht: Die Studentenwohnungen und ihre Mängel. Die Fachsachkonferenz (FSK) und der Mieterverein unterstützen Studenten bei Problemen mit ihrer Bleibe und klären sie über ihre Rechte und Pflichten als Mieter auf.

Oftmals werden die Mängel als unumstößliches Schicksal hingenommen und nicht selten mit euphemistischen Sätzen wie „Das gehört zum Studentenleben dazu“ belegt. Wer das nicht mehr so hinnehmen möchte, findet in Heidelberg auf unkompliziertem Wege Unterstützung.

In so mancher Wohnung finden sich kaputte Boiler und Schimmel. Wem das Ganze zu viel wird, sucht oftmals nach einer neuen Wohnung, anstatt den Schaden beheben zu lassen. Bei den Mietpreisen in Heidelberg ist das meist eine weitere finanzielle Belastung und trägt keineswegs zur Lösung des Problems bei: Der Mangel der alten Wohnung wird an den Nachmieter vererbt, schlimmstenfalls gewinnen die schwarzen Schafe unter den Vermietern den Eindruck, mit Studenten rentable Mieter zu haben, denen man aus Unwissenheit mehr Geld aus der Tasche ziehen kann.

Dabei finden sich in Heidelberg mehrere Anlaufstellen, die beratend zur Seite stehen und so Abhilfe schaffen können: Als erster Ansprechpartner stellt sich die FSK zur Verfügung. Diese darf zwar selbst nicht in konkreten Situationen beraten, kann jedoch zu Themen wie etwa dem Wohngeld und Unterkünften in Wohnheimen weitere Informationen geben und Kontakte vermitteln. Hier findet man von studentischer Seite Unterstützung, die in einem Überblick erste Lösungen aufweisen kann.

Wer dagegen Fragen zum Mietrecht hat, ist gut beraten, sich direkt an den Mieterverein zu wenden. Dieser weiß aus Erfahrung, wo die Probleme der Studenten liegen und versucht mit auf jene zugeschnittene Konzepte zu helfen: So ist in einer Kooperation zwischen dem freien Zusammenschluss von StudentInnenschaften (fzs) e. V. und

dem Deutschen Mieterbund e. V. die Broschüre „Mietrecht für Studierende“ entstanden. Diese bietet in übersichtlichen Kapiteln einen guten Einstieg zum Thema und geht auf die häufigsten Fragen ein: Angefangen beim Abschluss des Mietvertrags über Streitigkeiten etwa bei der Betriebskostenabrechnung und – für das Studentenleben nicht immer unwichtig – dem Feiern bis hin zum Auszug mit Kündigung und Rückerstattung der Kaution.

Wird darüber hinaus in einer konkreten Situation eine kompetente Beratung benötigt, bietet der Mieterverein Heidelberg e. V. mit zehn Anwälten juristische Unterstützung. „Bislang war der zu leistende Jahresbeitrag eine Hemmschwelle für Studierende, auf unsere Hilfe zurückzugreifen, sodass wir ab diesem Jahr mit einer Schnuppermitgliedschaft reagierten“, erklärt Christoph Nestor vom Mieterverein. Für 25 Euro folgt zunächst eine intensive Beratung, in deren Rahmen ein mietrechtlicher Brief an den Vermieter aufgesetzt werden kann. In der Regel reicht dieser

schon aus, um den Ärger zu beenden: „In den wenigsten der etwa 100 Fälle in diesem Jahr mussten darüber hinaus weitere Maßnahmen ergriffen werden.“

Falls diese Maßnahmen doch notwendig werden sollten, wird im Rahmen einer anschließenden Vollmitgliedschaft weitere Unterstützung geboten. Kompetente Rechtsberater bewerten zunächst das Antwortschreiben des Vermieters, führen den Schriftverkehr weiter und erläutern notwendige Schritte. Eine durchaus lohnenswerte Investition, wenn man sie den ansonsten anfallenden Kosten gegenüberstellt.

„Generell sollte sich jeder einmal über Mietrechte und Möglichkeiten informieren – und damit Vermietern die Grundlage der Unwissenheit nehmen“, fordert Nestor. So viel Charme die alte Studenten-WG in ihrem durchlebten Zustand haben mag, ist ein Leben in ihr ohne Schäden doch um einiges entspannter – und ein freundlicher Anruf beim Vermieter kann da oftmals schon viel Ärger sparen. (tat)

Fahrraddiebe entlarven

„Frust, Hilflosigkeit und Not.“ Auf diesen Emotionen basiert die Idee des Rostocker Maschinenbaustudenten Martin Jäger. Immer wieder stand er alleine mit der quälenden Frage: Wo ist mein Fahrrad? Eine zentrale Anlaufstelle für Diebstahlopfer fehlte ihm. Darum nahm er letztes Jahr die Sache selbst in die Hand und gründete die Internetseite www.fahrradjäger.de.

Dort können Beklaute ihre Fahrzeuge zur Suche ausschreiben oder anderen bei der Suche ihrer Räder helfen. Mit den Registrierungsnummern am Rahmen der Fahrräder können sich Fahrradbesitzer bei Fahrradjäger kostenlos registrieren lassen. Die Fahrradjäger-Smartphone-App soll das erleichtern. Auch die Behörden sowie Vertreter des Fahrrad Einzelhandels arbeiten mit dem Team des Studenten zusammen. Sie wollen „Dieben das Leben schwer machen und Radlern das Zusammensein mit ihren Rädern verschönern.“

Im nächsten Jahr steht bei ihm der Abschluss an. Seine persönliche Karriereplanung hängt von der Entwicklung der Webseite ab. Diese soll im nächsten Jahr mit neuem Gesicht an den Start gehen. (abc)

Bären-Treff®
Der Fruchtgummi-Laden
Heidelberg • Hauptstr. 144
Tel. u. Fax 06221/164209

Süße Prozente!
gegen Vorlage bis 31. 1. 2013
10% Rabatt!!!

www.baeren-treff.de heidelberg@baeren-treff.de

UNISHOP HEIDELBERG

UniShop Studentenkarzer
Augustinergasse 2
D 69117 Heidelberg
T. +49.6221.54 35 54

aktuell www.unishop.uni-hd.de

Kai Ortlieb
Buchbinderei
Bildeinrahmungen
Meisterbetrieb

Bindungen von Diplom-, Magister-,
Doktorarbeiten etc.
Binde-Schnelldienst
Digitaldruck in s/w und Farbe

Wieblinger Straße 21 • 69214 Eppelheim
Telefon + Fax 0 62 21/76 94 21
Mobil 01 72/7 23 08 76
service@ortlieb-buchbinderei.de
www.ortlieb-buchbinderei.de

Oh, du Fröhliche

Der Weihnachtsmarkt muss Schönheitsfehlern trotzen

Studenten, die sich auf dem Heimweg die Hände mit einem Becher Glühwein erwärmen oder die Kommilitonen am Crêpe-Stand besser kennen lernen, Wochenendbesucher und „echte“ Heidelberger freuen sich. Dem Heidelberger Weihnachtsflair kann sich bekanntlich kaum einer entziehen.

Entrüstet hatten sich dennoch viele Heidelberger über den frühen Beginn des Weihnachtsmarktes. Und das, obwohl „der Weihnachtsmarkt, wie immer, an einem Mittwoch begonnen und nur einen Tag länger als im vergangenen Jahr geöffnet hat“, wundert sich Vera Cornelius, Geschäftsführerin der Heidelberger Marketing GmbH, die den Weihnachtsmarkt organisierte. Dem entgegen allerdings der evangelische Schuldekan Ulrich Löffler, dass es „eine sehr trübe Situation“ gewesen sei, den Weihnachtsmarkt am Buß- und Betttag, vor dem Ewigkeits-sonntag zu eröffnen. Dem *ruprecht* erklärt er auch, dass „so etwas sicher nicht wieder passieren wird.“

Grund für den Unmut in der vorweihnachtlichen Zeit war wohl die Tatsache, dass die Kirchen nicht in die Beschlüsse über den Weihnachtsmarkt einbezogen waren. In Zukunft soll das aber geändert werden.

Darum empfiehlt der katholische Dekan Joachim Dauer, „jetzt nach Vorne zu schauen“. Und er sagt, dass er sich auf den Dialog mit der Stadt im Frühjahr des kommenden Jahres freue, zu dem die Stadt die Kirchen zu einem „runden Tisch“ eingela-



Was den Heidelberger Weihnachtsmarkt versüßt...

den habe. Mit diesem optimistischen „Blick nach Vorne“ verbleibt doch ein zweiter Schönheitsfehler am weltbekannten Heidelberger Weihnachtsmarkt.

Weihnachtlich glänzend, verteilt auf die grauen Plätze der Stadt, hat er doch manchen Studenten verzweifelt. Der fand an jenem verreg-

neten Novembertag sein Fahrrad nämlich nicht wieder. Innerhalb weniger Tage waren die Stellplätze auf dem Uniplatz geräumt.

Die Universität, war unfähig, ihren Einspruch zu erheben, da der Platz durch die Stadt verwaltet wird. Und auch „der Hof an der Neuen Uni wird abends abgesperrt, weshalb er keine Alternative für einen Fahrradparkplatz darstellt“, erklärt Willi Siller, Leiter des Dezernats für Planung, Bau, und Sicherheitswesen.

Kay Kettemann, Zuständiger am Amt für Verkehrsmanagement, verweist darauf, der Universität einen Fahrradabstellplatz vor der Triplex-Mensa vorgeschlagen zu haben.

Dies verneinte die Universitätsverwaltung auf Nachfragen des *ruprecht* jedoch. Fahrrad an Fahrrad lehnt also an der weiß gestrichenen Wand des Universitätsgebäudes und den schmuckamen Plastikbannern, die den Weihnachtsmarkt umzäunen.

Auch am zweiten Adventswochen-

ende schneit es so stark, dass es nicht schwer fällt, Ungereimtheiten wegzublinzeln, wie kalte Schneeflocken aus dem Gesicht. Und es überwiegt doch die alljährliche Vorfriede auf ein besinnliches Fest in lauter Fröhlichkeit.

In 140 Buden, unter mit Tannenzweigen bedeckten Dächern, auf samtenem Tuch gebettet und aus tiefen Krügen schöpfend, bieten Händler Weihnachtsleckereien, Dekorationen und Wollmützen feil. „Dem Weihnachtsmarkt fehlt leider die Atmosphäre“, kritisiert der Student Markus Schnenzle dennoch, „die Buden sind über die ganze Stadt verstreut, soweit, dass man auf dem Weg vom einen zum nächsten Platz schon den zweiten Becher Punsch braucht.“

Zurück zu den Weihnachtsfreuden: das goldene Karussell schenkt dem Weihnachtsmarkt seinen altherwürdigen Charme, die Glühweinstände etwas Ausgelassenheit und im Hintergrund das verschneite Schloss sein uriges Bild.

Der Weihnachtsduft lässt die Vorfreude auf das Fest steigen, so wie es einem Weihnachtsmarkt nunmal ureigen ist. Auf dem Heidelberger Uniplatz stößt eine Gruppe Mannheimer Studenten auf ihren (verfrühten) Semesterabschluss an: „Einen Weihnachtsmarkt direkt vor dem Hörsaal, den hätten wir auch gerne“, schwärmen sie. (mit)

Zu viel Gebimmel

Ein Kommentar von Johanna Mitzschke

Die Luft so süß, dass die Zähne schmerzen, wahnsinnig kitschig dieser Lichtertausch. Ich seh das jetzt seit Wochen schon, tagein, tagaus - welch Weihnachtsmarkt mit Saus und Braus. Goldne, silberne, sogar nach Honig duftende Kerzen. Seit Wochen glitzert es und überall, überall die Lebkuchenherzen.

Ach wie lieblich, seufz, wie schön. Kaufkonsum regiert die Welt, ein Kaufgeschäft, das gefällt wie Geld, jaaa, Geld gefällt! und hey, auch ein bisschen tief bewegter Lobgesang. Der kam doch aus dem Christentum? Hatte dieses-Fest nicht mal was mit Ankunft zu tun? Ja, da kommen sie. Franzosen, Chinesen, Italiener und wen das Weihnachtssshopping sonst noch juckt. Sie warten in Schlangen, warten, dass der SB-Automat nun den letzten Schein ausspuckt. Wie wär's also, drei achtzig der Pott Schokolade, der mit einem Schlag Sahne? Ich habe mir eine große Tasse von dem fett'gen Trunk gegönnt, es strömt mir grad den Hals hinab. Denn nach der Vorlesung, das ist vor dem Tutorium – ein Schuss noch, ja, vom Rum. Sonst haut mich das Gebimmel, rum rum dudeldidum, im Hörsaal vor dem vierundzwanzigsten um.

Französischer Charme

Kneipenkritik 73: Die Bar d'Aix en Provence

Die Bar d'Aix en Provence ist vielleicht eine der besten, auf jeden Fall aber eine der gemütlichsten Kneipen Heidelbergs. Gelegen in einem altherwürdigen Eckhaus in der Bergstraße in Neuenheim, nahe dem Flussufer, verweist nur ein Schild auf sie. Sie ist relativ klein – insgesamt hat sie nur vier Tische –, ist dafür aber ein echter Geheimtipp. Ihren Namen verdankt sie der historischen Hauptstadt der Provence, und tatsächlich kann man sich nach einiger Zeit in der Bar d'Aix fühlen, als säßen man in einer Eckkneipe ir-

ohne dabei spießig zu sein, wie ein zweites Wohnzimmer gewissermaßen – eine echte, klassische Studentenkneipe eben.

Zum Charme der Bar d'Aix trägt zweifelsohne auch bei, dass der Wirt, der hinter dem Tresen steht und jeden Gast begrüßt, grundsätzlich immer freundlich ist. Für Gruppen kleinerer oder mittlerer Größe ist es außerdem ideal, dass die Tische nicht mitten im Raum stehen, sondern an den Wänden. So bekommt man von den Gesprächen an den anderen Tischen kaum etwas



gendwo in Frankreich. Die Einrichtung ist stilvoll, aber unaufdringlich, die Beleuchtung gedämpft, so dass eine schummrige Atmosphäre entsteht. Im Hintergrund laufen in einer angenehmen Lautstärke, die auch noch Gespräche ermöglicht, meist französische Chansons, und zu dem Salzgebäck, das man kostenlos bekommt, bietet sich einer der Rotweine an. Alternativ gibt es auch Bier und andere Getränke. Außerdem kann man für relativ wenig Geld auch Kleinigkeiten zum Essen bestellen. Kurzum: Die Bar ist auf eine lockere Art und Weise heimelig,

mit und kann sich ungestört und in angenehmer Atmosphäre unterhalten (was vermutlich mit ein Grund dafür ist, dass auch unsere Redaktion hier gerne und regelmäßig inkehrt).

Der einzige Haken bei der Sache ist, dass man vorher nie weiß, ob man einen Platz findet. Meistens ist noch ein Tisch frei, aber da die Bar, wie erwähnt, nun mal sehr klein ist, kann es durchaus passieren, dass sie schon voll ist. Hat man aber einen Platz gefunden, dann steht einem gemütlichen Abend nichts mehr im Weg. (mab)

Tristes Tor zur Welt

„Hässlichste Orte Heidelbergs“ (4) – Der Hauptbahnhof

Das Tor zur Stadt passt so gar nicht zum Stadtbild der alten Traditionsstadt Heidelberg und präsentiert sich trist und langweilig.

Der Heidelberger Hauptbahnhof gehört zu den größten Bahnhöfen in Baden-Württemberg und ist für viele Reisende die erste Station bei der Ankunft in der ehemaligen kurpfälzischen Residenzstadt. Obwohl man Heidelberg mit der ältesten deutschen Universität, einer schönen Altstadt und einem romantischen Schloss verbindet, spiegelt sich diese Tradition und Schönheit in keiner Weise im Hauptbahnhof wider. Von Fast Food Buden umrandet, wirkt er wie ein Fremdkörper weit ab im Westen der Stadt. Er scheint wie der missglückte Versuch, ein Stück moderne Architektur in Form eines langen beigefarbenen Gebäudes mit hohen Fenstern im Stil der 50er Jahre in Heidelberg zu erschaffen.

Da sich ab 1840 in Heidelberg lediglich ein Kopfbahnhof befand, wurde dieser 1955 durch den uns heute bekannten Hauptbahnhof ersetzt. Im 19. Jahrhundert wurden Bahnhöfe als „Kathedralen der Moderne“ oder „Paläste der Mobilität“ beschrieben. An solche erinnert der Heidelberger Hauptbahnhof sicher nicht, eher an eine alte Fabrikhalle.

Was in den 60er Jahren sicherlich als modern und schick gegolten haben mag, ist heute ein unschönes, veraltetes beigefarbenes Gebäude. Man verzichtete vollkommen auf Elemente aus dem Neobarock oder der Neorenaissance, wie sie zum Beispiel am Mannheimer Hauptbahnhof zu erkennen sind. Stattdessen erhebt sich ein vierstöckiges

Gebäude, das den Anschein erweckt stilistisch zwischen moderner Glasstruktur und nationalistischer Architektonik stecken geblieben zu sein.

In der Schalterhalle befinden sich rund 15 Geschäfte, von denen einige, und das ist einer der wenigen nennenswerten Vorzüge, sonntags bis spät geöffnet haben. Abwechselnd sind in der großen Halle unter dem Helios im Sonnenwagen Ausstellungen zu beliebigen Themen zu bewundern, die den Wartenden die Zeit verkürzen sollen. Kurz vor dem Eintritt in das Hauptgebäude trifft man ein bekanntes Heidelberger Stadtgesicht. Aus seinem mitbegrachtem CD-Spieler ertönt wahlweise Britney Spears oder das aktuelle Radioprogramm, einen

säuerlichen Geruch gibt es ebenfalls dazu.

Vor dem Osteingang liegt der Willy-Brandt-Platz. Eine Touristeninformation und ein großer Fahrradparkplatz werden seinem Namensgeber in keiner Weise gerecht. Gerade der Fahrradparkplatz ist bei Bedarf eher zu meiden, denn falls man doch eine kleine Lücke für sein Rad erkämpft, findet man es besonders im Sommer bei der Rückkehr übersät mit weißem, klebrigem Vogelkot.

Insgesamt wirkt das ganze Gebäude abgenutzt und vor allem die Nordfassade würde dringend mal wieder einen neuen Anstrich benötigen. Das Gebäude ist zwar seinem Nutzen dienlich, lädt jedoch kaum zum Verweilen ein. (emd)



Zwischen moderner Glasstruktur und nationalistischer Architektonik.

Heidelbergs neues Kino

In der Bahnstadt soll ein Großkino entstehen

Heidelberg soll nahe dem Bahnhof ein großes, modernes Kinocenter bekommen. Vorerst aber bleibt das Lux-Harmonie in Betrieb.

Mitten in der entstehenden Bahnstadt, auf einer noch unbebauten Fläche zwischen der Eppelheimer Straße und den Bahngleisen, wird sich in ein paar Jahren Heidelbergs erstes großes Kinocenter erheben. Das ist die Neuigkeit, die jetzt von der Stadt bekanntgegeben wurde. Dort ist auch mehr Platz als in der Altstadt, wo sich bisher Heidelbergs größtes Kino befand: das Lux-Harmonie.

Schließlich suchen die großen Kinobetreiber auch große Grundstücke, und die sind nun einmal nicht in der Altstadt zu finden. „Das neue Kino liegt zwar nicht so zentral, ist aber gut ans Verkehrsnetz angeschlossen“, heißt es bei der Stadtverwaltung. Schließlich wird es direkt an der Straßenbahn und nahe des Bahnhofs liegen, Gastronomie soll es im Kino selbst geben. Außerdem soll das neue Kino allen heutigen Ansprüchen gerecht werden und acht Leinwände besitzen, davon eine große. „Es soll sich aber auch in die besondere Heidelberger Kinolandschaft einfügen, so dass keine gegenseitige Konkurrenz entsteht“, heißt es. Und: „Wenn alles gut läuft, wird es 2014 oder 2015 fertig sein.“

Das Lux-Harmonie wird es da wohl bereits nicht mehr geben. Schon Ende 2011 stand es vor dem Aus, konnte

aber doch noch für ein Jahr weitergeführt werden. Nun ist das Jahr um, und der Vertrag wird erneut verlängert – für wie lange, bleibt allerdings ungewiss. Bis zum Sommer 2013 soll es mindestens bestehen bleiben.

Es ist ein Jahr des Bangens und Hoffens, das sich für Heidelbergs bisher einziges Mainstreamkino zum Ende neigt. Im Dezember 2011 sah es noch so aus, als wäre die Schließung so gut wie sicher. Da war es schon seit Jahren in finanziellen Schwierigkeiten. Bereits seit den 1990er Jahren erlebt die Kinoszene in Deutschland einen kontinuierlichen Rückgang, wobei die einstige Kinohochburg Heidelberg den Bundesdurchschnitt noch bei weitem übertrifft. Auch die Betreiberfirma Cinestar, die das Lux-Harmonie einst aus der Insolvenzmasse der UFA übernommen hatte, beendete die Zusammenarbeit mit der Stadt und zog sich aus Heidelberg zurück. Das Kino, so erklärten sie, sei nicht mehr profitabel. Für eine Weile sah es so aus, als hätte Heidelberg fortan als einzige deutsche Stadt seiner Größe im ganzen Stadtgebiet kein einziges großes Mainstream-Kino mehr. Nur eine gemeinsame Initiative der Belegschaft sowie von Inge Maurer-Klesel, Betreiberin der Kamera und der Gloria und Gloriette-Kinos, konnte es noch retten.

Doch der Start ins Jahr 2012 verlief nicht so gut wie erhofft. Ganze sechs Monate hatte das Kino schließlich während des Winters geschlossen, genug Zeit für die Besucher, die

Kinocenter des Umlands für sich zu entdecken. Dann kam die Fußball-Europameisterschaft, die selbst begeisterte Cineasten eher vor den Fernseher oder zum Public Viewing trieb. Und zu alledem erwies sich der September als schlechter Kinomonat. Erst Filme wie „Die Vermessung der Welt“ oder „Cloud Atlas“ stabilisierten die Lage etwas. Vor allem James Bond könnte sich als Retter des Kinos erweisen: Ganze 12000 Zuschauer sahen „Skyfall“ im Lux-Harmonie.

Das Kino wird nun erneut von der Initiative weitergeführt und bleibt somit vorerst bestehen. Auf Dauer wird es aber auch nicht zu halten sein. Sehr wahrscheinlich also, dass auf Heidelberg einige Jahre ohne größeres Kino zukommen. Denn das neue Kino muss erstmal gebaut werden. Immerhin steht nun der Standort fest. „Die Stadt wird nach einer Ausschreibung einem Investor das Grundstück verkaufen“, erklärt das Kulturamt. Noch gehört es der Entwicklungsgesellschaft Heidelberg (EGH), die wiederum zu je einem Drittel der Stadt, dem Land und dem Staat gehört. Der Investor wird das Grundstück dann selbst an einen Kinobetreiber vermieten. Trotz des Rückgangs der Heidelberger Kinoszene in der Vergangenheit ist die Stadt optimistisch: „Da sich Kinobesucher ja auch immer wieder neu orientieren, wird auch dieses Kino Besucher aus Heidelberg und der Umgebung anlocken. Wenn es dann überzeugt, kann es sich auch halten.“ (mab)

Wettlauf mit Bleifüßen

Das DAI verlangt mehr Geld von der Stadt

Seit seiner Gründung im Jahre 1946 ist das Deutsch-Amerikanische Institut ein fester Bestandteil im Heidelberger Stadtbild. Nachdem es in den Anfangsjahren vor allem den kulturellen Austausch zwischen der Bundesrepublik und den USA fördern sollte, hat es sich in den letzten Jahrzehnten zu einer festen Größe in der regionalen Kulturlandschaft entwickelt. Fast täglich bietet es Lesungen, Vorträge und „Hebammendienste für Studenten und Eltern“, wie es sein Direktor Jakob Köllhofer

Doch entgegen Köllhofers Erwartungen haben sich die Gemeinderatsfraktionen auf eine Erhöhung um „nur“ 100000 Euro einigen können, zusätzlich von den von der Stadt vorgeschlagenen 58000 Euro. Köllhofer ist damit natürlich „nicht glücklich“ und kritisiert Grüne und Linke, die denken, dass das DAI „maßlos“ sei.

Ein Vorwurf, den die Grüne Gemeinderätin Kathrin Rabus nicht unbedingt nachvollziehen kann. Das DAI sei eine „tolle Einrichtung“ und



In Zukunft könnten die Lichter im DAI auf Sparflamme brennen.

formuliert.

Um diesen Betrieb weiter zu erhalten, fordert Köllhofer von der Stadt eine Erhöhung ihrer Zuschüsse um 330000 Euro. Der Förderkreis des DAI hat in den letzten Jahren provisorisch Zahlungen für die Grundversorgung, wie zum Beispiel für Reinigung und Buchhaltung, vorgestreckt. Da das aber gar nicht seine Aufgabe ist, will er in Zukunft diese Zahlungen einstellen. So entsteht nun ein finanzieller Engpass für den Trägerverein des DAI, der Schurman-Gesellschaft. Ohnehin finanziert sich das Institut schon zur Hälfte selbst, den Rest erhält es aus Mitteln des Landes, des Bundes und eben der Stadt Heidelberg. Diese hat auf die Forderung Köllhofers zurückhaltend reagiert und anfangs nur eine Erhöhung um 58000 Euro in Aussicht gestellt.

„Wir müssen die 100 Meter mit Bleifüßen rennen, die Anderen haben nur 30 Meter und werden dabei noch angeschoben“, sieht der Direktor das DAI gegenüber anderen Kultureinrichtungen benachteiligt. Über Jahrzehnte habe die Stadt den Service entgegengenommen, jetzt verlangt er, dass sie das auch honoriert. Die endgültige Entscheidung über die Erhöhung fällt der Heidelberger Gemeinderat auf seiner Dezembersitzung. Auf seiner letzten Sitzung am 29. November hat er sich bereits mit der Thematik befasst.

ein wichtiger Bestandteil des Heidelberger Kulturangebots. Die 100000 Euro waren ein Kompromiss aller Parteien, „alles darüber hinaus wäre nicht möglich gewesen.“ Aufgrund der angespannten Haushaltslage sind kaum weitere Mittel vorhanden, zumal das DAI im Vergleich zu anderen Kultureinrichtungen eine große Erhöhung erhält. Die Fraktion „Bunte Linke“ hat eine Anfrage des *ruprecht* bis zum Redaktionsschluss nicht beantwortet.

Wie geht es jetzt weiter mit dem DAI? Laut Köllhofer „muss Service abgebaut werden“. Außerdem können die notwendigen Veränderungen im Personaltableau nicht vollzogen werden. Seine Mindestforderung von sechs Voll- und vier Teilzeitstellen kann er somit nicht aufrecht halten. Er setzt jetzt auf weitere Verhandlungen mit der Stadt. Diese könne möglicherweise zwei bis drei Stellen übernehmen und auch bei der Miete dem DAI einen Nachlass gewähren. Wenn dies nicht geschehe, „müssen wir dann vielleicht auch wieder schließen.“ Mit diesem Szenario habe sich Kathrin Rabus zwar noch nicht befasst, aber das „will natürlich niemand und darf auch nicht passieren“. Sollte das DAI jedoch tatsächlich in existenzbedrohende Schwierigkeiten kommen, dann müsse man eben noch einmal reden, wenn es soweit ist. (cab, mgr)

1000 Postkarten für den OB

Der Gemeinderat hat entschieden: Die „Halle“ bleibt

Das Bangen hat ein Ende. Die Halle 02 wird dem Heidelberger Nachleben erhalten bleiben, zumindest für die nächsten zwei Jahre.

Nach einer hitzigen Debatte kam am 29. November im Heidelberger Gemeinderat das „ja“ für die Halle 02 überraschend einstimmig. Mit keiner Gegenstimme und nur zwei Enthaltungen sicherten die Gemeinderäte den Betreibern der „Halle“ einen zweijährigen Vertrag mit Option auf langfristige Verlängerung und eine kulturelle Förderung zu.

Da Sanierungsinvestitionen von viereinhalb Millionen Euro nötig sind, um die Lärmdämmung zum Schutz der neuen Nachbarn in der Bahnstadt zu erneuern, stand die Zukunft der „Halle“ zuvor auf der Kippe. Die Gebäude des alten Güterbahnhofs gehören der Stadt, welche somit hauptverantwortlich für die Instandhaltung der Gebäude ist.

„Das Abstimmungsergebnis ist ein tolles Zeichen für die langfristige Stärkung der Heidelberger Kul-

turlandschaft“, freuten sich Felix Grädler und Hannes Seibold, die Gesellschafter der Halle 02.

Zuvor hatten die Betreiber mit verschiedenen Aktionen auf ihre Lage aufmerksam gemacht. Unter anderem gab es Postkarten, die an den Heidelberger Oberbürgermeister voradressiert waren und die jeder Unterstützer versenden konnte. „Ich habe rund 1000 Postkarten bekommen. Wir sind seitens der Stadt bereit, Verantwortung für diese wichtige Institution zu übernehmen“, so Oberbürgermeister Eckart Würzner.

Ab März 2013 soll der erste Bauabschnitt erfolgen. In der Sanierungsphase kann die Halle 03 nicht betrieben werden, weshalb bis Ende 2014 mit Programmeinschränkungen zu rechnen ist. Bis Juni 2013 soll dann ein Zukunftskonzept und der Bereich Gastronomie zusammen mit der Stadtverwaltung entwickelt werden, um die „Halle“ an die Bedürfnisse der Bahnstadtbewohner anzupassen. Hiernach wird über den langfristigen Mietvertrag für die Betreiber entschieden. (fel)

Halle erhalten?

Ein Kommentar von Paul Eckartz

Die Halle bleibt! Eine frohe Botschaft für Heidelberg und zumindest die jüngeren seiner Anwohner, möchte man meinen. Denn Heidelberg ist nicht nur eine wohlhabende Stadt, sondern vor allem auch eine Stadt Wohlhabender. Es verfügt über ein Orchester, diverse Theater, zwei Programmkinos, einige Galerien und Kunstateliers. Alternativ- und Jugendkultur werden jedoch geflissentlich ignoriert. Hätte nun das schicke Investorenprojekt Bahnstadt auch noch die Halle 02 in Grund und Boden gentrifiziert, wäre damit eine der letzten Institutionen zerstört worden, in denen auch Menschen unterhalb der 30 eine kulturelle Anlaufstelle finden. Insofern hätte der Erhalt der Halle ohnehin eine Selbstverständlichkeit sein sollen. Dass es dennoch zu derartigen Diskussionen kam, ist daher ebenso bedauerlich wie der Umstand, dass sich die Halle im Hinblick auf den Selbsterhalt nun mit neuen Konzepten auch und vornehmlich an den Bedürfnissen der demnächst benachbarten Bessergestellten zu orientieren hat und sich als kulturelles Aushängeschild des neuen Stadtteils präsentiert.

Bislang stellte Halle 02 stets eine versprengte Oase in der spießigen Ödnis des Heidelberger Bildungsbürgertums dar. Es bleibt jedoch abzuwarten, ob das so bleibt, wenn dort demnächst Tanztrees zu Deutschem Schlager stattfinden...



Diese Postkarte war Teil der Erhaltungsaktionen für die Halle 02.

Heidelberger Notizen

Umweltzone Heidelberg – Ab dem 1. Januar ist Heidelberg eine grüne Umweltzone. Autos, die keine grüne Umweltplakette haben, dürfen demnach nicht mehr das zentrale Stadtgebiet sowie die Stadtteile Handschuhsheim und Rohrbach befahren. Wer sein Auto noch in diesem Jahr nachrüstet und bis zum 15. Februar 2013 einen Förderantrag stellt, wird dabei mit 330 Euro unterstützt.

Ausstellung „Konversion in Heidelberg“ – Noch bis zum 31. Januar 2013 ist in der Sparkasse Pfaffengrund eine Ausstellung zur Nutzung der nach Abzug der US-Armee verfügbaren Flächen zu sehen. Interessierte können

sich die Ausstellung montags bis freitags von 9 bis 12 Uhr, sowie von 14 bis 16 Uhr anschauen.

Tarifierhöhungen VRN – Zum 1. Januar werden die Nahverkehrstarife um durchschnittlich 3,3 Prozent angehoben. Das Semesterticket wird vier Euro mehr kosten. Zudem wird das Ticket 24 durch eine neue Tages-Karte ersetzt.

Nutzung des alten Kinos – Die Eigentümerin des Grundstücks Hauptstraße 110 hat beschlossen, das ehemalige Kino-Gebäude als Einzelhandels- oder Wohnfläche zu nutzen. Auch der Theaterplatz, der dem Theater gegenüber liegt, soll neu gestaltet werden. (pfi)

Das war doch bestimmt nur Glück!

Psychologie-Professorin Birgit Spinath zum Hochstapler-Syndrom

Manche Menschen erbringen hervorragende Leistungen, können sich darüber aber nicht freuen; nur Glück oder gar Betrug habe ihnen den Erfolg ermöglicht. Sie leiden unter dem Hochstapler-Syndrom. Die Heidelberger Professorin Birgit Spinath erläutert im Interview dessen Hintergründe.

Das Gespräch führten Philipp Fischer und Paul Eckartz

Frau Spinath, Sie betreiben Forschung auf dem Gebiet des Hochstapler-Syndroms. Was muss man sich darunter vorstellen?

Der Prozess des Impostor-Phänomens ist ein Ursachenzuschreibungsprozess. Das heißt, die Betroffenen suchen nach Ursachen für ein Ereignis und landen bei etwas sehr Unwahrscheinlichem. Sie können die erbrachten Leistungen nicht ihren eigenen Fähigkeiten zuschreiben. Dabei erbringen sie eigentlich typischerweise sehr gute Leistungen. Sie kommen aber nie an den Punkt, an dem sie sagen: „Ich kann das.“ Stattdessen kommen sie immer wieder zu einer unwahrscheinlichen Erklärung, zum Beispiel, dass sie jemandem etwas vorgespielt haben. Und das ist natürlich ein sehr unangenehmes Gefühl.

Was sind Ihrer Meinung nach die Gründe dafür sein, aus denen sich Betroffene ihre Leistungen nicht eingestehen?

Das liegt sicherlich daran, dass man diesen Zuschreibungsprozess falsch gelernt hat oder darin

bestärkt worden ist, dass man etwas Falsches als Ursache annimmt. Das kann mit einem niedrigen Glauben an die eigenen Fähigkeiten zusammenhängen.

Denken Sie, dass Studenten durch die Bologna-Reform und den zunehmenden Druck aus der Arbeitswelt anfälliger für das Syndrom sind?

Das macht es mit Sicherheit nicht leichter. Sie müssen sich Bologna aber auch so vorstellen, dass es viel Struktur vorgibt. Das kann allerdings auch eine Hilfestellung für jemanden sein, der unsicher ist. Außerdem kommen Impostor-Betroffene normalerweise sehr gut mit hohen Anforderungen zurecht. Diese Studenten sind meist die ersten, die sich dem Druck stellen. Sie merken zwar, dass sie an Grenzen stoßen, aber sie würden erst einmal gut durch ein stark durch Druck geprägtes System laufen.

Was ist Ihre persönliche Motivation, sich des Themas anzunehmen?

Mich interessierte die Hypothese, dass vor allem hochleistende Frauen



Das Hochstapler-Phänomen lässt Betroffene an eigener Leistung zweifeln.

davon betroffen sind. Gerade in der Psychologie haben wir sehr viele Frauen, die mit einem Abitur von 1,0 in diesen Studiengang kommen. Unter denen vermutete man einen hohen Impostor-Anteil, der aber nicht höher war als bei den Män-

nern. Ein Geschlechterunterschied hat sich also nicht gefunden. Nachdem wir diese erste Studie gemacht und das Syndrom als ein mögliches Thema für Qualifikationsarbeiten hatten, merkte ich, dass unglaublich viel nachgefragt wurde. Viele sprach

das Phänomen an und sie wollten sich damit befassen. Deshalb habe ich mehrere Qualifikationsarbeiten dazu betreut.

Warum vermutete man zunächst Unterschiede zwischen Männern und Frauen?

Es gibt einen klassischen Befund, der mir sofort in den Kopf gekommen ist. Wenn man sich die Leistungsmotivation von Frauen und Männern anschaut, gibt es deutliche Unterschiede. Männer sind eher motiviert durch die Hoffnung, in schwierigen Situationen Erfolg zu haben und haben weniger Furcht vor Misserfolg.

Bei Frauen findet man eher das Gegenteil: Sie haben weniger Hoffnung auf Erfolg und sind dafür sehr misserfolgsängstlich. Zum Teil findet man bei Frauen nicht nur die Angst, zu scheitern, sondern sogar davor, erfolgreich zu sein. Insgesamt könnte das ein Grund dafür sein, warum Frauen in besonders hochdotierten Berufen unterrepräsentiert sind. Hierzu könnte das Impostor-Phänomen eine Erklärung beitragen. Wenn diese Ursachenzuschreibungen immer wieder darauf hinauslaufen, dass ich mir nach einem erzielten Erfolg nicht sicher bin, ob ich auch in Zukunft erfolgreich sein werde, könnte das eine Erklärung sein, warum Frauen den Erfolg nicht so suchen wie Männer.

Strahlende Aussichten

Das Mekka der Ionenstrahlentherapie in Heidelberg

Es ist ein wahrhaft gigantisches Projekt. Eine Bestrahlungsmaschinerie der Größe eines Fußballstadions, die von der Planung bis zur Behandlung des ersten Patienten 119 Millionen Euro kostete und das auf dem Gebiet der Tumorbekämpfung eine Sonderrolle innehat.

Anfang der 90er Jahre begann bereits die Planung einer Ionenstrahlenanlage in Heidelberg und als 2004 die ersten Schritte zur Errichtung des Heidelberger Ionenstrahl-Therapiezentrum (HIT) unternommen wurden, sollten weitere fünf ver-

Am Anfang der riesigen Ionenstrahlmaschine steht zunächst ein Gas. Im Falle von Protonen wird Wasserstoff, im Falle von Sauerstoff- oder Kohlestoffionen Kohlenstoffdioxid solange erhitzt bis der sogenannte vierte Aggregatzustand

kann bis zu drei Vierteln der Lichtgeschwindigkeit betragen, wird aber je nach Patient reguliert. Je schneller ein Ion ist, desto mehr Energie hat es und desto tiefer kann es in das Gewebe eines Patienten eintreten.

Die notwendigen Informationen werden in einem Computertomographen über ein Raster-Verfahren erhalten. Durch die Bestimmung der Tumorage kann anschließend auf die erforderliche

Schaden anrichten. „Sie verursachen vor allem massive Schäden an der Tumor-DNA“, so Professor Thomas Haberer, der technische Direktor des HIT. Eine krankhafte Proliferation des Tumorgewebes kann somit unterbunden werden.

Ein gebündelter Ionenstrahl soll sein zerstörerisches Potenzial natürlich lediglich am Tumorgewebe des Patienten ausüben.

Um dies sicherzustellen, werden Patienten auf einem Behandlungstisch fixiert. Die Lage des Tisches wird von Robotern definiert. Diese erhalten wiederum ihre Informationen von einer Röntgenanlage, die die Position des Tumors mit dem ursprünglichen Bestrahlungsplan aus dem Tomographen abgleicht.

Eine solche Kontrolle erfolgt etwa 100000 Mal pro Sekunde und legt den Grundstein für ein äußerst hohes Maß an Sicherheit. Sollte es dennoch zu Abweichungen kommen, kann die Bestrahlung sehr schnell innerhalb einer Millisekunde unterbrochen werden.

Gegenüber bislang eingesetzten Strahlenarten wie etwa der Photonenstrahlung beim Röntgenverfahren haben Ionenstrahlen zudem den Vorteil, dass sie sehr gut präzisiert werden können; es findet nur eine minimale seitliche Streuung statt. Außerdem machen sich die Forscher den sogenannten Bragg-Peak der Ionenstrahlen zunutze: Erst am gewünschten, definierten Ende des Strahls entfalten die Teilchen ihre Energie und konzentrieren so ihr zerstörerisches Potential auf das erkrankte Zielgewebe.

Der ganze Stolz liegt allerdings auf der Gantry. Die riesige Stahlkonstruktion ist weltweit einzigartig und hat die Fähigkeit, Strahlenbündel zu lenken. Eine Patientenbestrahlung ist daher aus allen Richtungen möglich.

In Kooperation mit dem beweglichen Tisch können so Bestrahlungen durchgeführt werden, um auch schlecht zugängliche Tumore zu erreichen.

Ein Problem gibt es nach Haberer dennoch beim jungen Therapiezentrum. Während die Hälfte der 119 Millionen für das Projekt vom Bundesministerium für Forschung geschultet wurde, musste die andere Hälfte vom Uniklinikum per Kredit gestemmt werden.

Jetzige Ionenstrahlentherapien kosten den Krankenkassen pro Patient etwa 20000 Euro. Ein Betrag, der zunächst hoch erscheint, aber oftmals unterhalb der Kosten von gängigen Chemotherapien und aufwendigen Operationen liegt.

Aus diesem Grund wird derzeit mit den Krankenkassen über eine Erhöhung der Kosten verhandelt. Auch eine schnellere Therapie wäre möglich. So könnte eine größere Zahl an Patienten behandelt und folglich auch mehr Geld gespart werden.

Studien über die langfristigen Erfolge der innovativen Therapiemethode laufen noch. Erste Ergebnisse machen aber Mut. So scheint es, dass der gigantische Koloss inmitten des Neuenheimer Feldes eine Vorreiterrolle auf dem Gebiet der Krebstherapie sicher hat. (acs)

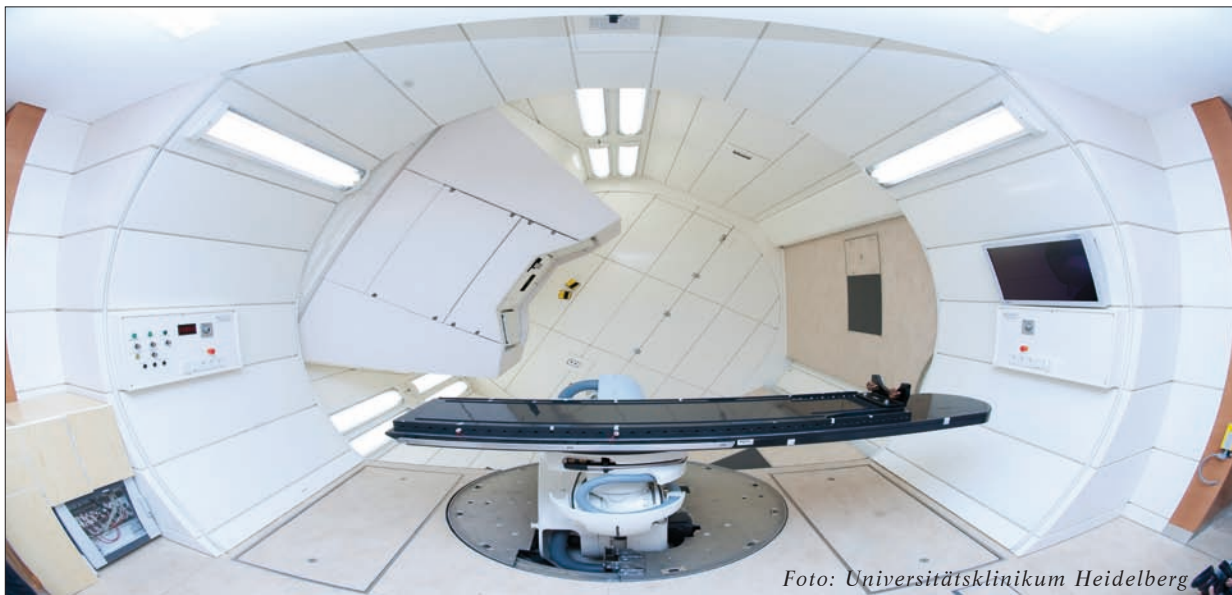


Foto: Universitätsklinikum Heidelberg

Ein Bestrahlungsplatz umgeben von einem Teil der Gantry.

gehen, bis der erste Krebspatient behandelt werden konnte.

Die Erwartungen an das HIT sind groß; so verspricht sich das Uniklinikum mit den erzeugten Ionenstrahlen Tumore unschädlich machen zu können, die zuvor als nicht behandelbar galten.

erreicht ist, der Plasma genannt wird.

In diesem Zustand werden die Ionen der Gase extrahiert und mittels Linearbeschleunigern und einem Kreisbahnbeschleuniger auf die gewünschte Geschwindigkeit gebracht. Die Geschwindigkeit

Ionengeschwindigkeit geschlossen werden.

Auch die Ionenart wird von Fall zu Fall ausgewählt. Schwerionen wie Kohlenstoff etwa werden verstärkt bei strahlenunempfindlichen Tumoren eingesetzt. Durch ihre höhere Masse können sie mehr

Der Alltag als Inspiration

Auf Weihnachtslesereise mit dem Autor und Kolumnisten Jan Weiler

Anlässlich seiner Lesung in der Alten Feuerwache sprachen wir mit Jan Weiler, Autor von „Maria, ihm schmeckt’s nicht!“ und ehemaliger Chefredakteur des SZ-Magazins, über seine Inspirationsquellen, die Zukunft der Zeitung und frittierte Marsriegel.

Das Gespräch führten Anna Vollmer und Vanessa Romanowski

Herr Weiler, auf Ihrer Lesereise sind Sie ständig in anderen Städten. Verhalten sich die Menschen von Region zu Region im Weihnachtsrausch unterschiedlich?

Nein, gar nicht. Das liegt daran, dass man heutzutage überall die gleichen Ladenketten findet. In der Mannheimer Innenstadt kannst du den gleichen Kram kaufen wie in Koblenz, Jena oder Pinneberg. Sonst gibt es immer noch das Internet. Damit kann ich mir selbst auf der Schwäbischen Alb Hipster-American-Apparel-Klamotten bestellen.

In Ihrer Lesung geht es auch um „Trends“ auf Weihnachtsmärkten. Was ist denn aktuell angesagt?

In Bremen und Erfurt habe ich frittierte Marsriegel gesehen. Das schmeckt angeblich super. Ich weiß, dass es das in Amerika auch gibt, da frittieren sie sogar Butter. Wenn man dann in die Butter mit frittiertem Mantel beißt, läuft einem das geschmolzene Zeug entgegen.

Sie haben einen Blick für ungewöhnliche Kleinigkeiten, die Sie in Ihren Kolumnen verarbeiten.

Sehen Sie die Welt ständig als potentielle Geschichte?

Ja, das ist ganz schön anstrengend. Ich bin nie im „Off-Modus“. Eigentlich müsste ich mir morgen früh die Lokalzeitung kaufen und sie beim Frühstück lesen, da fände sich mit Sicherheit etwas Komisches, worüber man schreiben könnte.

Empfinden Sie die kreative Freiheit als Autor im Vergleich zu Ihrer früheren Arbeit als Chefredakteur beim Magazin der Süddeutschen Zeitung als Erleichterung?

Ja, absolut. Ich wünsche es mir nicht anders. Ihr im Journalismus habt die schwere Aufgabe, wenigstens an der Wahrheit entlang zu schreiben. Ich kann mit meinen Figuren machen, was ich will: Ich kann sie umbringen, zu Königen machen, ich kann sie Humor haben oder miesepetrig sein lassen, wie es mir gefällt. Das ist ein ganz großes Privileg. Ich kann nur jedem dazu raten, es auszuprobieren. Erzähle eine Geschichte und erzähl sie gut, darauf kommt es an. Ich erzähle ja auch nicht von mir, sondern von meiner fiktiven Familie.

Trotzdem verwechseln viele Leser Ihre fiktive Familie mit Ihrer echten. Klar, aber das stört mich nicht. Die Leute sitzen in der Lesung und denken sich: „Hey, das ist ja wie bei uns!“. Dadurch fühlen sie sich unterhalten, das ist der Sinn der Sache.

In unserer aktuellen Ausgabe beschäftigen wir uns unter anderem mit Printmedien. Wie wichtig ist Ihnen die Zeitung?

Die Zeitung finde ich essentiell. Zum einen glaube ich wirklich, dass es sich lohnt, Sachen auf Papier zu lesen, weil man dafür eine andere Wertschätzung hat als für rein digitale Dinge. Zum anderen ist es so, dass wir alle von dem, was wir machen, leben müssen. Die Dinge lassen sich auf Papier entschieden besser verkaufen, da man für Gedrucktes traditionell Geld zahlt. Ich kann mein Zeug nicht verschenken, deshalb schreibe ich keinen Blog. Wenn ich Texte, an denen ich sehr lange sitze, im Internet gratis zur Verfügung stelle, verrate ich meinen Beruf. Ich verschenke nichts, was mit meinem Job zu tun hat.

Wie wichtig ist Ihnen die Zeitung abgesehen vom finanziellen Aspekt?

Ich komme nicht von der Holzindustrie. Gäbe es ein gutes Ver-



Foto: Enno Kapitza

Jan Weiler: „Ich bin nie im Off-Modus.“

wertungsmodell für digitale Medien, hätte ich auch kein Problem damit, wenn es in 25 Jahren keine Zeitungen mehr gäbe. Trotzdem mag ich persönlich Zeitungen. Ich raschle gerne damit rum, lese sie auf der Couch, und wenn der Stapel

auf dem Boden immer größer wird, ist das doch großartig.

Eine letzte Frage noch: Was sind Ihre Lieblingsplätzchen?

Ich bin ein großer Fan von Zimtsternen und Vanillekipferln.

#I Give A Shit

Kein Tropfen bringt das Fass zum Überlaufen

Der World-Toilet-Day 2012 in den Heidelberger Breidenbach Studios bringt ein Stück Farbe und Kultur in die Badezimmer.

Bei diesen Zahlen betätigt keiner so schnell die Spülung. 800 Millionen Menschen auf unserer Erde haben keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser. Das ist die 75-fache Menge der Bevölkerung Baden-Württembergs. 2,5 Milliarden Menschen leben ohne Zugang zu sanitären Einrichtungen – das ist noch ein Vielfaches mehr. Wir verbrauchen jeden Tag 122 Liter Wasser pro Kopf. Mit 122 Litern Benzin fährt man von Flensburg bis nach Freiburg und wieder zurück.

Bereits Mahatma Gandhi sprach: „Sanitation is more important than political independence.“ Heute, 90 Jahre später, streitet die Welt – um Politik und Geld. Das Recht auf sauberes Trinkwasser ist ein Menschenrecht. Es gilt – gleichermaßen – für alle Menschen und viele Hilfsorganisationen versuchen, dies zu ermöglichen.

Viva con Agua Heidelberg veranstaltete eine Ausstellung anlässlich dieses Missstandes. 28 Künstler und Künstlerinnen präsentierten dort ihre Arbeiten: Street Art auf Toilettendeckeln. Aus Hamburg, der Gründungsstadt von Viva con Agua, waren die Künstler Rebelzer und Holzweg vertreten, und mit Limow aus Barcelona sogar ein internationaler Künstler. Größtenteils begeisterten aber die regionalen Künstler die Besucher, darunter so bekannte Namen wie Toni L und Skay361.

Die Besucher der Vernissage erlebten eine Versteigerung des Street Art Klodeckels von Rebel-



Foto: Ruediger Glatz

Das Badezimmer als Galerie – Toilettendeckel im Breidenbach.

zer: „Zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten.“ Im Baumarkt schaut sicher keiner mit so stolz geschwellter Brust und kindlicher Freude in die Runde, nachdem er einen bunten Toilettendeckel erworben hat.

Die anderen Kunstwerke ließen sich in einer Internetauktion ersteigern. Graffiti, Landschaften und natürlich satte Blautöne zieren die Toilettendeckel, die bis zum 23. November ersteigert werden konnten.

Der Erlös von 1580 Euro fließt in ein Projekt in Nordost-Indien. Für 30000 Kleinbauern, soviel wie die Studentenschaft Heidelbergs, werden Menschenrechte verwirklicht. Errichtet werden eine verbesserte Trinkwasserversorgung und Bewässerungsanlagen für die Felder der Bauern.

Unter dem Motto „#I Give A Shit“

feierten nach der Vernissage hunderte Gäste im Kunst- und Kulturzentrum der Breidenbach Studios. Für einen guten Zweck tanzten sie zwischen Klodeckeln zu elektronischer Musik.

Die zwei verschiedenen Tanzflächen waren auch übergeordnetes Sinnbild der Veranstaltung. „Wir verbinden Spaß und Ernsthaftigkeit“, so ein Unterstützer der Organisation. Zu sehen sind Plakate, die interessierte Gäste auf die Wasserversorgung weltweit aufmerksam machen; ein Film über die gelungene Projektarbeit in Uganda; und eine Möglichkeit seinen Pfandbecher zu spenden.

Schwindet die Erinnerung an die Veranstaltung, bleibt die Erkenntnis: Es gibt nicht überall auf der Welt genug Tropfen, um ein Fass zum Überlaufen zu bringen. (dag)

Mord in der Provinz

Der rätselhafte Erfolg der Regionalkrimis

Überall in Deutschland wird inzwischen gemordet. Früher spielten sich die Verbrechen, zumindest in der Literatur, noch bevorzugt in den Großstädten mit ihren sündigen, dunklen und bedrohlichen Ecken ab – in London, Paris und New York. In Deutschland nahm man dann Berlin, München und Hamburg als Ersatz. Mittlerweile aber liegen Regionalkrimis groß im Trend. Das Verbrechen, könnte man sagen, hat auch in der Literatur die Provinz entdeckt, oder umgekehrt. Von der Rheinebene bis in den Spreewald und von Bayern bis an die Nordsee gibt es kaum eine Landschaft, die von Mord und Totschlag unberührt bleibt. Heidelberg ist da keine Ausnahme. Ob „Altstadtfest“ oder „Campusmord“, zahllose Krimis spielen inzwischen hier.

Und dagegen lässt sich ja auch grundsätzlich gar nichts sagen. Es gibt viele gute Regionalkrimis, und die Schauplätze der Morde und der Ermittlungen zu kennen, hat einen gewissen Charme. Außerdem muss ein Krimi ja schließlich irgendwo spielen, und überhaupt: Wallanders Heimatstadt Ystad ist nun auch nicht gerade das Zentrum der Welt, und dennoch hat den Romanen noch keiner vorgeworfen, provinziell zu sein.

Was aber bei der Flut an Regionalkrimis auffällt, ist ein gewisser

Hang zur Wiederholung, zu immergleichen Mustern.

Das fängt meist schon bei den Personen an: Da gibt es den kauzigen Kommissar, seine Familie, zwei bis drei ziemlich normale Assistenten, bevorzugt gemischtgeschlechtlich, und die klatschfreundige Sekretärin. Auf der anderen Seite, als Verdächtige, die Familie des Opfers, den zwielichtigen Bürgermeister oder Gemeinderat sowie den örtlichen Baulöwen. Dann die üblichen Themen, neben Affären und Eifersüchteleien häufig dubiose Geschäfte und Bauprojekte. Es gibt Streit um eine Umgehungsstraße? Der Baulöwe will eine Müllverbrennungsanlage nahe dem Neubaugebiet errichten? Es gab Unstimmigkeiten bei der Vergabe eines millionenschweren Bauauftrags? Nichts, was den Ermittlern fremd wäre. Dennoch sitzen sie lange nur herum, trinken Kaffee und stochern im Nebel. Dabei wird dann noch ein Regionalbezug aufgebaut, damit der Leser nicht vergisst, wo die Handlung spielt.

Das wäre ja nicht halb so nervig, hätte man nicht das Gefühl, dass dabei die Tipps eines Handbuchs abgehakt werden wie eine Einkaufsliste. Dabei erwartet man als Leser von einem Autor eigentlich vor allem zwei Dinge: Kreativität und den Mut zur eigenen Handschrift. (mab)

Kurse zum

LATINUM + GRAECUM

während der Semesterferien und semesterbegleitend

* für Anfänger und Fortgeschrittene

* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit

* kleine Arbeitsgruppen

* erfahrene Dozenten

HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM

69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19

www.heidelberger-paedagogium.de

Wenn kein Credo mehr gilt

Durs Grünbeins neuer Lyrikband „Koloß im Nebel“

Welchen Stellenwert Lyrik heute noch hat, macht Grünbein in seinem neuen Gedichtband „Koloß im Nebel“ in dem Gedicht „Wenn kein Credo mehr gilt“ zum Thema. Der „Poet“ treibt „ausgesetzt/ Von den Schiffen der Philosophen/ Majestätisch dahin./ In den Wellen verliert er sich.“ Seine Lyrik droht wie das Epos zugrunde zu gehen. Was kann nun Lyrik in dieser schier aussichtslosen Situation erhalten?

„Demut“, sie ist auf hoher See die „Schwimmblase“. Die Lyrik muss sich also den neuen Voraussetzungen anpassen, sonst ist sie der Gefahr ausgesetzt, als literarisches Genre endgültig zu verschwinden. Grünbein bringt es auch metrisch virtuos auf den Punkt, wenn es heißt: „Majestätisch? Von wegen.“ In diesem Vers wird metrisch das gesamte Gedicht zusammengefasst, wenn auf die Hebung in „Majestätisch“ die in „wegen“ folgt. So würdevoll, ruhend und zeremoniell, wie ein König schreitet, erscheint hier die Betonung nach jeweils zwei Senkungen im Anapäst.

Wird semantisch das Majestätische durch „Von wegen“ in Frage gestellt, relativiert dies die Metrik, da „Von wegen“ sich in das metrisch-lyrische Formprinzip dieses Verses einfügt. Das heißt: Mit der Zeit geht der Lyrik eigentlich nicht ihre Kraft und Überlegenheit im eigentlichen Sinne verloren, sondern sie verändert sich entsprechend der heutigen Gegebenheiten, von der sie als zeitgemäße Lyrik nicht einfach für Grünbein getrennt werden kann. War früher Lyrik in einer monar-

chischen Herrschaftsform als majestätisch idealisiert, so gelingt dies heute nicht mehr.

Grünbeins Gedichte bestehen meist aus regelmäßigen einzelnen Versmaßen; außer gängigen Versmaßen wie dem Jambus wird man hier kaum etwas anderes finden. Jedoch bricht er die Regelmäßigkeit eines durchgängigen Vermaßes, indem er in seinen Gedichten immer eine eigene Melodie schafft, die ungemein intuitiv ist, weil sie eben mit Aussagen der jeweiligen Stelle korrespondiert.

Wem gegenüber soll der Lyriker nun demütig sein? Die Antwort liefert das folgende Gedicht „Koloß im Nebel“, nachdem der gesamte Band benannt ist. Mit deutlichen Anleihen aus der Prosa unterteilt es sich gewissermaßen in fünf Kapitel. In diesen berichtet das lyrische Ich über eine Schiffsreise im Mittelmeer, die anscheinend Hermes steuert. Dieser erscheint jedoch in moderner, im wahrsten Sinne heruntergekommener Gestalt, wenn es heißt „Weniger der drahtig flinke Adjutant/ Der Götter, Leichtathlet, als eher Sorbas, erdenschwer, der Griechen/“.

Jedoch nur so ist Hermes den Menschen heute so vertraut wie in der Antike. Der Band „Koloß im Nebel“ erreicht bei seiner homerisch erhabenen-naiven Eingängigkeit im Wechselspiel zwischen Antike und Moderne damit auch eine poetologische Tiefe. (zef)

Durs Grünbein, Koloß im Nebel, Suhrkamp, 25 Euro



Hans Unstern

The Great Hans Unstern Swindle

Hans Unstern ist zurück. Nachdem die Kunstfigur mit der schratigen Vollbartfassade bereits 2010 mit dem Debütalbum „Kratz dich raus“ für Furore im Feuilleton gesorgt hatte, ist nun das Nachfolgealbum „The Great Hans Unstern Swindle“ erschienen.

Die Hörerreaktionen bewegen sich zwischen einem höflichen „Interessant!“ und „Furchtbar!“ Eines muss dabei allerdings klar sein: Unsterns Musik taugt auf keinen Fall zur Unterhaltung und ist wohl auch nicht als solche gedacht.

Tatsächlich führt der kauzige Songwriter auf dem zweiten Album sein Konzept der schrägen Harmonien, gepaart mit deutlich neoexpressionistischen Texten konsequent fort und verbannt dabei jede Gemütlichkeit, jede Gefälligkeit aus seinen Liedern. Das Album klingt wesentlich aufwändiger produziert als der Vorgänger. Die musikalische Bandbreite ist größer, aber nur gelegentlich blitzen harmonische Instrumentalparts aus dem sonstigen disharmonischen Gestrüpp auf, beispielsweise in den Songs „Ich schäme mich“ und „Hülle“. Ansonsten gestaltet sich das Hören vornehmlich anstrengend.

Lässt man sich jedoch auf die Musik ein und die Texte auf sich wirken, wird man in Unsterns Bann gezogen, vielleicht aufgrund eines tiefgreifenden, unterbewussten Bedürfnisses, einen Hauch von Sinn in jenen auszumachen. Das kann man mögen oder nicht – „interessant“ ist „The Great Hans Unstern Swindle“, das am 26. Oktober erschienen ist, aber in jedem Fall. (pme)



Sinkane

Mars

Das Cover zeigt Ahmed Gallab in Badehose am Strand, hinter ihm das türkisfarbene Meer. Musikalisch zeigt er, wie funky Hitze ist. Mit deutlichen Anlehnungen an den Disco-Sound der 80er Jahre liefert er sein drittes Album als Sinkane ab.

Die acht Lieder auf „Mars“ prägt zwar durchaus eine „The English Riviera“-Ästhetik – minimalistische, ja plastische Popmusik, wie es Metronomy letztes Jahr perfektioniert haben – Sinkanes Musik ist im Kern jedoch Weltmusik. Das psychedelische „Jeeper Creeper“ ist dabei der beste Song.

Gallabs sudanesishe Herkunft scheint mal mehr, mal weniger durch. „Lady C'mon“ sowie „Love Sick“ sind Vocoder-geschwängelter Afrika-Chillout, während der Titeltrack stark nach Santanas „Singin' Winds, Crying Beasts“ klingt. „Makin' Time“ andererseits ist fast schon unverschämt nah an „Saturday Night Fever“. Ungerade Takte wechseln sich mit Disco-Beats ab, während ein cooles Gitarrensolo die tropische Hitze durchzieht – das Album braucht seine Zeit.

„Caparundi“ klingt, als würde die Hitze jegliche Anstrengung zunichte machen. Nach zwei Minuten setzt das Schlagzeug aus, nur noch Streicher und akustische Gitarre unterstützen den Sänger. An diesem Punkt versteht man, warum das Label „WORLD PEACE“ als Genre angibt. Mit Saxophonen wird der Hörer dann in den grauen Alltag entlassen. Wahrscheinlicher aber flüchtet er sich wieder an Sinkanes musikalische Strände. (pfi)



Leben für die Glotze

Unterhaltsame Mediensatire: „Alles Gold was glänzt“

Milan Peschel inszeniert das laute Stück von Mario Salazar im Zwingertheater: Das Ergebnis macht Spaß und nervt zugleich.

Ungemütlicher kann man sich eine Behausung kaum vorstellen: ein Sammelsurium aus unbezogenen Matratzen, Sperrholzpaletten, großen Kartons und Ikeatüten. Und dann erst die Bewohner ebendieser Behausung! Eine vierköpfige Familie plus Großvater – doch von einträchtigem Beisammensein kann nicht die Rede sein, obwohl man hier vor dem Aufstand der Anarchisten geschützt ist, der draußen alles verwüstet.

Innen wird geschrien, gezankt, aneinander vorbei geredet und dabei eine Beziehungslosigkeit zum Ausdruck gebracht, dass der Zuschauer sich manches mal lieber ins Chaos „da draußen“ flüchten möchte. Familie Neumann spart nicht daran, das Klischee einer „Asi-Familie“ zu erfüllen: Sohn Robin (Volker Muthmann) spielt den ganzen Tag Computer und kann zwischen Realität und Fiktion nicht mehr unterscheiden. Vater Walters (Michael Kamp) einzige Leidenschaft ist das Puzzeln. Die Arbeitslosigkeit des Straßenbahnfahrers ist Mutter Iris (Christina Rubruck), die ohne den Fernseher nicht leben kann, das ganze Jahr nicht aufgefallen. Tochter Marianne (Karen Dahmen),

die große Träume hat, wird eines Tages auf den Strich geschickt, wo sie es sogar dem dicken Nachbarn (Olaf Weißenberg) besorgen muss, während Opa Erich (Roland Bayer) in seiner Ostalgie Pirouetten dreht und seinen Selbstmord ankündigt. Mariannes afghanischer Freund

des Unterschichtenfernsehens der verkommenen Werte. In der TV-Show können „Asis und Arbeitslose“ einen Fließbandjob gewinnen, wenn sie nicht vorher eines grausamen Todes sterben.

Die Welt ist also aus den Fugen geraten und draußen wie drinnen wird ein Kampf aller gegen alle geführt. Auf unangenehme Weise wird der Zuschauer penetrant daran erinnert, dass er derartige Kämpfe stets auch im eigenen Leben führt.

Umso verwunderlicher, dass das Stück von Mario Salazar, von Milan Peschel in Heidelberg zur Uraufführung gebracht, durchaus heitere Seiten beinhaltet. Und den Mündern der Darsteller entschlüpfen so viele Wahrheiten, dass man nicht weiß, welchen man glauben soll. Im Überlebenskampf der Familie werden die existenziellen Fragen des Lebens, der Liebe und des Sinns aufgeworfen und zugleich verschiedene Gesellschaftsmodelle abgehandelt.

Der satirisch überspitzte Verriss moderner Medienkultur und kapitalistischer Konsumgesellschaft wirkt wie ein auf die Bühne gebrachter Mix aus „TV-Glotzer“ von Nina Hagen und dem Film „Free Rainer“ von Hans Weingartner, in dem Milan Peschel übrigens eine Hauptrolle spielte. Leider etwas klischeehaft, dafür aber lustig. (fel)



Foto: Florian Merdes

Kulturpessimismus: Trash-TV in der Unterschicht.

Ahmed (Dominik Lindhorst), zeigt seine romantische Seite: er droht, sich in die Luft zu sprengen, sollte sie ihn nicht heiraten.

Was die Familie verbindet, ist die allabendliche Sendung „Alles Gold was glänzt“, eine überspitzte Form

Sprechen über den Tod...

Professor Hubert Bardenheuer ist ärztlicher Leiter des Schmerzzentrums im St. Vincentius-Krankenhaus. Als Palliativmediziner betreut er Patienten mit unheilbaren Krankheiten und begrenzter Lebenserwartung.

Sehen Sie nach sechs Jahren als Palliativmediziner den Tod immer noch als etwas Bedrohliches?

Nein. Ich habe in meiner Zeit hier gelernt, dass der Tod nur dann bedrohlich ist, wenn die Angst zustande kommt vor dem, was ich alles verliere. Ich glaube aber, es ist nochmal ein Unterschied, ob man plötzlich stirbt oder ob man sich lange Zeit mit dem Lebensende hat beschäftigen können.

Entwickeln Sie den Patienten gegenüber auch mal persönliche Gefühle, die Ihnen Ihre Arbeit erschweren?

Immer. Es gibt immer persönliche Gefühle zwischen dem Patienten

und dem Arzt, gerade auf der Palliativstation.

Können Sie nach der Arbeit manchmal nicht abschalten, wenn einer Ihrer Patienten dem Tod sehr nahe ist?

Es ist schwer, hier rauszugehen und die belastenden Momente einfach so abzulegen. Auf der anderen Seite habe ich mir diesen Bereich der Medizin ausgesucht. Da erwarte ich auch von mir selbst eine gewisse Professionalität im Umgang mit meiner Rolle als Palliativmediziner. Das bedeutet auch, dass ich am Abend die Sorgen der Station abschalten kann.

... mit Professor Hubert Bardenheuer

Denken Sie oft über Ihren eigenen Tod nach?

Ja, in letzter Zeit sowieso stärker. Ich weiß, dass man sehr viel helfen kann, aber ich muss auch ganz ehrlich sagen: Angst vor dem Sterben habe ich als Mensch immer noch – obwohl ich sehe, dass man in vielen Situationen helfen kann. So eine Grundangst vor dem eigenen Tod oder dem eigenen Sterben bleibt eigentlich immer.

Wenn Sie die Wahl hätten: Würden Sie wissen wollen, wann Sie sterben?

Nein. Dann hätte ich so eine Angst, nicht alles mitzukriegen in der Zeit und mein Leben würde in einer Katastrophe enden. Das wäre für mich keine Lösung. (pfi)

IHR SPEZIALIST FÜR
TINTE, TONER UND PAPIER

HCS DRUCKERZUBEHÖR + TINTENTANKSTELLE

Seit August 2011
Poststraße 4
69115 Heidelberg

Öffnungszeiten:
Mo-Mi 10:00 - 19:00 Uhr
Do+Fr 10:00 - 19:30 Uhr
Sa 10:00 - 17:30 Uhr

gegenüber Carreé/Taxistand
ehemals Horn Citystore im Carreé

www.hcs-heidelberg.de
Telefon: 06221/453417

Wir freuen uns auf Ihren Besuch - Susanne und Karl Schoch mit Team

Ein Land im Aufbruch

Der vorsichtige burmesische Optimismus – Gespräche einer Reise

Der Besuch Barack Obamas Ende November markiert einen Einschnitt in der Öffnung des Jahrzehnte lang höchst isolierten südostasiatischen Staates Birma. Während meiner Reise durch dieses faszinierende Land versuche ich eine Momentaufnahme der Stimmung einzufangen.

Text und Fotos von Michael Mađry aus Yangon (Birma)

Meine Reise durch Birma beginnt am selben Tag, an dem auch US-Präsident Barack Obama einfliegt, am 19. November. Es ist nicht nur die erste Auslandsreise des Demokraten nach der Wiederwahl im November; überhaupt ist Obama der erste seines Amtes, der die ehemalige Kolonie Großbritanniens besucht. Eine halbe Stunde nach meinem Flugzeug landet auch die Maschine der Air Force One am internationalen Flughafen von Yangon, dem wirtschaftlichen und kulturellen Zentrum Birmas. Die Straßen der sonst so chaotischen Stadt sind allesamt gesperrt, die Sicherheitskräfte strengen sich sichtbar an, dem geschichtsträchtigen Besuch gerecht zu werden. Ich sehe Mönche mit Transparenten in der Hand, die den hohen Besuch aus den Staaten begrüßen. Ein Mann schwenkt euphorisch den Star-Spangled Banner, gleich vor einem Sicherheitsbeamten.

Vor einem Jahr wäre dies noch unmöglich gewesen. Ein Plakat skandiert in der Mitte von Kinderscharen: „Amerikaner! Das einzige Land mit vollwertiger Demokratie und uneingeschränkten Menschenrechten! Helft uns mit Herz und Seele!“.

Reformbestrebungen nach Jahren der Isolation

Historisch war dieses Land vor kurzem noch isoliert wie kaum ein anderes. Eine Militärdiktatur handelte Jahrzehnte lang im Sinne einer kleinen Elite, nicht jedoch zum Wohle des Volkes. Aufstände wurden blutig niedergeschlagen, etwa 1988 und 2007. Nach gravierenden Manipulationsvorwürfen zur Parlamentswahl vor zwei Jahren folgten im April dieses Jahres schließlich Neuwahlen.

Erfolgreich bewarb sich auch die Friedensnobelpreisträgerin und jetzige Oppositionsführerin Aung San Suu Kyi um ein Mandat im Parlament, nachdem sie mehrere Jahre unter Arrest gestanden hatte. Thein Stein, jetziger Präsident der formal zivilen Regierung und früherer Kopf der Militärjunta, verblüffte kurz vor Obamas Besuch mit der Freilassung von zahlreichen politischen Gefangenen und setzte damit ein deutliches Zeichen der Reformbestrebung. Internationale wirtschaftliche Sanktionen wurden infolgedessen gelockert.



Menschenmassen erwarten Obamas Ankunft am Flughafen in Yangon.

Ich verschaffe mir Eintritt durch den Presseeingang, um Obamas Rede an der University of Yangon zu hören. In dem repräsentativen Saal der Universität finde ich die Würdenträger des Landes vor; erstaunlich viele Studenten sind anwesend. Die Frauen tragen ihre bunt verzierten Roben, die Männer den traditionellen Longyi, ein rockähnliches Tuch, welches um die Hüfte geschlungen wird. Die Rede des Präsidenten ist emotional. Mit diplomatischem Feingefühl berührt er Themen wie die immer noch kritische Menschenrechtssituation des Landes. Die zahlreichen Versprecher und das von diesem charismatischen Redner eigentlich unbekannte Stocken sind für mich jedoch sinnbildlich für das seichte Terrain, auf welches sich der Präsident mit jeder Aussage begibt. Es bleibt eine sehr generelle Rede ohne politisches Konfliktpotential.

Im Anschluss spreche ich mit einer jungen Birmanesin. Sie ist Absolventin der Universität und Mitorganisatorin. Was sie von der Euphorie halte, frage ich sie. Obamas Entschluss nach Birma zu kommen sei ein starkes ökonomisches Zeichen. Die Euphorie auf der Straße teile sie jedoch nicht. Sie bleibt meinem Empfinden nach sehr sachlich. Bereits seit einem Jahr habe sie beobachtet, dass die Öffnung zugleich einen Wandel in der Mentalität der Bevölkerung mit sich bringe. Geld und der eigene Vorteil, Individualismus, würden traditionelle Werte der Familie verdrängen, in einem Land, das hauptsächlich von der Landwirtschaft lebt und in dem Zusammenhalt ja doch so wichtig sei. Sie habe zudem Angst, dass Birma auf der einen Seite zum strategischen Spielball seiner mächtigen Nachbarn China und Indien verunglimpft werde und auf der anderen Seite die Chance auf höhere Löhne zwietracht zwischen den ohnehin rivalisierenden ethnischen Minderheiten schüren würde.

Einige Tage später treffe ich mich mit Aung, einem jungen Medizinstudenten aus Mandalay, der zweitgrößten Stadt Birmas im geographischen Zentrum des Landes. Er ist einer von einem guten Dutzend Couchsurfern des Landes. Die Unterbringung von Ausländern ist ihm per Gesetz nicht gestattet. Er holt mich mit seinem eigenen Auto ab und fährt mit mir in sein Stammlokal, wo wir ausgiebig zu Mittag essen und Tee trinken. Aung hat die Welt bereist, war in Europa



Die Reformen sind Früchte der Demonstrationenbewegungen, in denen Mönche eine wichtige Rolle spielten.

und den Vereinigten Staaten von Amerika. Er versucht, mir ein weltoffenes und modernes Birma zu eröffnen. Er verhält sich wie ein Westler, trägt ein Polohemd mit dem bekannten Krokodil an der Brust, fügt mich auf seinem Telefon bei Facebook hinzu und spricht akzentfreies Englisch mit eindeutig kalifornischer Prägung. Ich frage mich kurzzeitig, ob ich wirklich in einem der ärmsten Länder Asiens bin. Wir sind in der Öffentlichkeit. Ich begehe den Fehler, Aung auf Suu Kyi anzusprechen. Gekonnt manövriert er meinen Fauxpas in Richtung Obamas Rede.

Ich frage ihn, was eine potentielle weitere Öffnung seines Landes für ihn persönlich bedeuten würde. Auswandern sei eine Option, denn als Arzt verdiene man einen Hungerlohn in Birma und die Visumsbeschaffung könne jetzt weitaus einfacher ausfallen. Das Prozedere sei selbst für ein Touristenvisum äußerst hürdenreich und zäh. Das könne sich jetzt aussichtsreicher gestalten. Ich merke, dass er versucht, westlich zu klingen in seinen Ansichten. Dabei verhaspelt er sich ungewollt auf eine sympathische Art und Weise. Er würde sich freuen, wenn jetzt Menschen von außerhalb nach Birma kämen, auch Hochqualifizierte, damit dieses Land weiter an Perspektive gewinnt. Er betont mit leuchtenden Augen den Austausch von Kulturen, welcher ihn in seiner persönlichen Entwicklung

und besonders in seiner Jugend sehr bestärkt habe.

Yangon und Mandalay gehören zu den Gebieten, die ich als Tourist bereisen darf. Viele Bereiche sind für Touristen gesperrt. Die Regierung gestaltet den Bewegungsradius so, dass Konfliktherde – besonders im Norden des Landes, wo derzeit buddhistische und muslimische Minderheiten gewaltsam aufeinandertreffen – weiträumig gemieden werden. Dennoch besuche ich auf meiner Reise auch eher ländliche und zum Teil sehr arme Gegenden und spreche mit der dortigen Bevölkerung über ihre Ansichten zur Situation Birmas.

Optimismus trotz vieler sozialer Missstände

Im Shan-Staat, an der Grenze zu Thailand, unterhalte ich mich mit Ba. Ba arbeitet als unabhängiger Touristenführer in den Bergen des Shan-Staates und zeigt ihnen die weitläufigen Täler und Wälder um den Inle See. Ich bin drei Tage mit ihm unterwegs. Erst am zweiten Tag, an einem entlegenen Ort auf einem Berg, wo wir sichergehen können, dass keiner zuhört, beschreibt er mir seine Situation. Er sei Christ, müsse sich jedoch als Buddhist ausgeben, da er sonst schwerer an einen Job kommen würde. Der Buddhismus ist nämlich die Religion der Bamar,

der vorherrschenden und wirtschaftlich dominierenden Ethnie, die etwa zwei Drittel der Bevölkerung Birmas stellt. Die Regierung würde Ba im Alltagsleben schikanieren. Erfolg sei zu stark von sozialer Herkunft geprägt. Günstlinge des Militärs etwa gelangten viel einfacher an attraktive Positionen, während es dem normalen Bürger unmöglich gemacht werde, sich etwa politisch einzubringen – besonders, wenn man nicht die Linie der Regierung vertrete. Ba erzählt mir von einem Kollegen, der nach Australien auswandern will. Er sei 43 Jahre alt, habe noch nie eine Freundin gehabt und verurteile die Menschenrechtssituation in Birma streng, weil er anders sei, eben keine *Freundin* haben wolle. Ba behält dennoch seinen Humor und einen Hang zur Ironie, bei allem was er sagt. Er scheint mir optimistisch, genauso wie die Menschen in Yangon und Mandalay.

Und nicht nur er ist optimistisch: Ich treffe vielerorts auf fröhliche Taxifahrer, die mir auf entlegenen Straßen offen und mit voller Inbrunst ihre Meinung zur Regierung kundtun, oftmals – wenn auch nicht immer – „The Lady“, Aung San Suu Kyi anpreisen. Ich begegne Frauen und Männern, die einen Plausch mit mir halten möchten und mich plötzlich auf beide Wangen küssen. Ich erlebe dieses stolze und traditionsreiche Land als ein Land im Aufbruch, auch wenn sich dieser Aufbruch vorsichtig gestaltet.

Knappes Mehrheits für Abspaltung

Viele Katalanen sehnen sich nach der Unabhängigkeit von Spanien

Katalonien ist im Aufbruch. Die Region im Nordosten Spaniens kämpft um ihre Unabhängigkeit. Um festzustellen, ob ein solches Projekt die Unterstützung des Volkes hätte, wurde am 25. November gewählt. Doch warum wollen die Katalanen unabhängig werden und wie ist die Stimmung vor Ort?

Von Claudia Pollok aus Barcelona (Spanien)

Der 11. September ist katalanischer Nationalfeiertag. Es wird derer gedacht, die 1714 im Spanischen Erbfolgekrieg bei der Schlacht um Barcelona ums Leben gekommen sind. Gleichzeitig ist es eine Feier des Katalanismus. Normalerweise verläuft der Tag ruhig. Man genießt den freien Tag.

In diesem Jahr allerdings kamen Menschen aus ganz Katalonien nach Barcelona. Reisebusse brachten Gruppen aus Tarragona, Lleida und Girona. Insgesamt gingen etwa 1,5 Millionen Menschen auf die Straße, um für die Unabhängigkeit der Region im Nordosten Spaniens zu demonstrieren. Dass dieser Wunsch gerade nun so stark ist, liegt unter anderem an der wirtschaftlichen Situation. Spanien ist eines der Sorgenkinder der EU, doch Katalonien ist wirtschaftlich durchaus stark: Viele der großen Firmen sind in der Region um Barcelona angesiedelt, wie etwa SEAT, Repsol, Gallina Blanca. Katalonien zahlt jährlich Abgaben von bis zu 16 Milliarden Euro an Spanien, doch es wird kaum in die florierende Region investiert. Dies sehen viele Katalanen als Grund der hohen Verschuldung Kataloniens an und fordern daher wirtschaftliche Unabhängigkeit von Spanien. Ein katalanischer Polizist sagt: „Wir sind eindeutig die wirtschaftlich stärkste Region. Wir zahlen an Spanien, aber bekommen nichts dabei heraus.“

Am Folgetag der Demonstrationen hielt der Präsident der Region, Artur Mas, eine folgenschwere Rede. Er

sagte, er sei stolz, Präsident eines so starken und engagierten Volkes zu sein und kündigte Neuwahlen im November an. Die Unabhängigkeit zu erreichen war nicht Teil des Programms der regierenden Partei CiU (Convergència i Unió, zentral), sodass ihre aktuelle Mehrheit im Parlament nicht aussagekräftig genug sei. Mit den Neuwahlen sollte festgestellt werden, ob die Mehrheit der katalanischen Wähler tatsächlich die Unabhängigkeit anstrebe und ob es genügend Unterstützung für entsprechende Maßnahmen geben würde.

Vor dem Wahltag, dem 25. November, gab es heftige Diskussionen. Während die Katalanen sich absolut sicher sind, dass die Unabhängigkeit das einzig Richtige für die Zukunft der Region ist, sehen das Außenstehende ganz anders. „Ich wünsche denen, dass sie ihre Unabhängigkeit bekommen. Dann werden sie ja sehen, was sie davon haben“, sagt eine deutsche Studentin sarkastisch. Sie ist überzeugt davon, dass die wirtschaftlichen Auswirkungen der Abspaltung, sowohl Katalonien als auch Spanien und die EU betreffend, nicht absehbar sind. „Und ob für ausländische Touristen ein Urlaub in Katalonien genauso verlockend klingt wie ein Urlaub in Spanien, ist fraglich.“

Jedes Jahr wird die Region von Touristen überflutet, denn hier liegt nicht nur die Metropole Barcelona, sondern auch die Costa Daurada und die Costa Brava, die besonders von deutschen und englischen Abi-

turienten gerne besucht werden.

Doch nur wenige beschäftigen sich mit der Kultur und Sprache der Region: „Wir sind in manchen Bereichen das kulturelle Gegenteil der Spanier. Der Süden Spaniens ist bekannt für Siesta und Party. Hier kennt man uns für Zielstrebigkeit und Unternehmungsgeist. Außerdem haben wir eine eigene Sprache, für deren Erhalt wir bis vor Kurzem kämpfen mussten.“ An Schulen und Universitäten ist, mit wenigen Ausnahmen, Katalanisch die Unterrichtssprache. Austauschstudenten sind davon immer wieder überrascht und verärgert. Oft kamen sie her, um spanisch zu lernen, nicht diese scheinbar nutzlose Sprache. Doch gerade diese ist den Katalanen wichtig. Unter General Franco war es absolut verboten, auf den Straßen oder in öffentlichen Einrichtungen Katalanisch zu sprechen, Kinder mussten spanische Namen tragen. Heute merkt man, dass man sich natürlich mit jedem auf Spanisch unterhalten kann, es einem allerdings gedankt wird, wenn man wenigstens ein paar Fetzen Katalanisch nutzt. „Wir sind die Dummen. Die ganze Zeit übersetzen wir ins Spanische. Kein Wunder, dass viele Leute, die hierher ziehen, gar kein Katalanisch lernen wollen. Sie brauchen es ja nicht“, sagt eine Krankenschwester aus der Kleinstadt Reus. Es werden sogar kostenlose Sprachkurse angeboten, doch die Nachfrage ist gering, denn viele halten diesen Teil des katalanischen Stolzes für „Nationalismus“, „Engstirnigkeit“ oder „völlig übertrieben“. Doch eine Sprache hat immer auch eine verbindende Funktion. Sie ist es zu einem großen Teil, die Katalanen zu Katalanen macht.

Dem Wahltag wurde mit Spannung entgegengefiebert. Einige Familien versammelten sich vor dem Fernseher, um diesen möglicherweise historischen Tag gemeinsam zu erleben. Erster Aspekt der Wahl war die Bestimmung einer neuen Regierung oder die Bestätigung der Aktuellen. Die Regierungspartei CiU büßte zwar einen Teil ihrer Wählerstimmen ein, doch ist sie immer noch Mehrheitspartei. Noch ist kein Koalitionspartner gefunden, die Gespräche laufen. Wahr-



Foto: cla

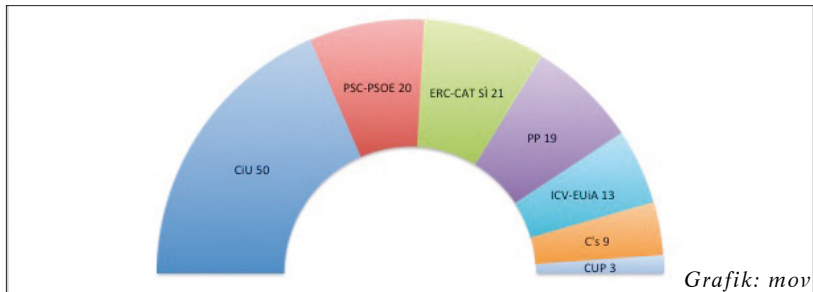
Seit dem Nationalfeiertag wurden die Flaggen nicht heruntergenommen.

scheinlichster Partner ist die ERC (Esquerra Republicana de Catalunya, links), doch gibt es Diskussionsbedarf in der sozialpolitischen Ausrichtung der neuen Regierung. Der zweite, vielleicht wichtigere, Aspekt der Wahl war jedoch das Verhältnis derjenigen Parteien, die für die Unabhängigkeit stehen, und derer, die ihr entgegen stehen. Mit knapper Mehrheit sprach sich das Volk für die Unabhängigkeit aus. CUP (links), ERC, CiU und ICV-EUiA (Iniciativa per Catalunya Verds – Esquerra Unida i Alternativa, grün) erhielten 87 von 135 Sitzen.

Dieses Ergebnis ist bei Weitem nicht so eindeutig, wie sich Präsident Artur Mas das gewünscht hatte. Doch es zeigt die Richtung für die nächsten Schritte an: Sobald die Koalitionsverhandlungen abgeschlossen sind, werden weitere Maßnahmen ergriffen. Normalerweise wird eine Entscheidung wie die für die Unabhängigkeit vom katalanischen Volk durch ein Referendum getroffen. Doch dies muss

durch die spanische Regierung genehmigt werden. Mas kündigte an, ein Referendum auch ohne diese Genehmigung durchzuführen und als gültig anzusehen.

Der Prozess wird sicher noch lange andauern, und es wird spannend werden, zu sehen, wie sich die Katalanen entscheiden, aber auch, was dies für die EU (und somit indirekt für Deutschland) bedeutet. Als wirtschaftlich starkes Land wäre Katalonien ein interessantes Mitglied für die EU, doch wurde bereits verkündet, dass ein Land, das sich von einem EU-Staat abspaltet, nicht automatisch Mitglied der Union werde, sondern die offiziellen Prozesse durchlaufen müsse. Die Frage der Unabhängigkeit bleibt also weiterhin ungeklärt. Die Meinungen darüber, ob sie eine gute Idee ist, gehen weit auseinander. Ein niederländischer Übersetzer, der seit mehreren Jahren in Barcelona lebt, fasst seine Meinung zusammen: „Wenn die unabhängig werden, bin ich hier weg.“



Grafik: mov

Die Sitzverteilung des Parlaments nach der Wahl am 25. November.

Impressum



ruprecht, die Heidelberger Studierendenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der **ruprecht** versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

V.i.S.d.P.: Kai Gräf

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de ; www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Annika Kasties (aks), Anna Wüst (amw), Corinna Lenz (col), Antonia Felber (fel), Kai Gräf (kgr), Michael Abschlag (mab), Michael Graupner (mgr), Margarete Over (mov), Philipp Fischer (pfi), Paul Eckartz (pme), Thomas Leurs (tle), Ziad-Emanuel Farag (zef)

Korrespondenten: Michael Mądry (mim), Claudia Pollok (cla)

Freie Mitarbeiter: Piet van Risenbeck (abc), Arne Schoch (acs), Anna Vollmer (avo), Clemens Brucker (cab), David Grommisch (dag), Eva David (emd), Jasper Ovy (joy), Vanessa Romanowski (jvr), Martin Webeler (mmm), Johanna Mitzschke (mit), Sabrina Tatz (tat)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 142: Januar 2013

Personals

zef: Wer beim **ruprecht** schweigt, stimmt zu.

mgr@zef: Ich weiß nicht, wo ich hier noch längen soll. / **zef:** Gib her, ich mach Bratwursthierarchismus draus.

mov: Ich möchte bitte nicht peitschen, wenn es geht.

zef: Auf einmal ist kgr der Layout-Fuchs. / **kgr:** Das bin ich schon immer. / **pme:** Das hat nur nie einer gemerkt.

mab: Seit wann ist denn der Heidelberg Hauptbahnhof das Tor zur Welt? / **mgr:** Wenn man aus Konstanz kommt...

pfi: Aber dann ist neben der Überschrift so eine große Lücke. / **pme:** Dann haben die Leute Platz, noch etwas hinzumalen.

kgr@zef: Du bist der Günter Wallraff der Redaktion.

kgr: Jetzt haben wir schon Ausrufezeichen, Fragezeichen und Rauten in Überschriften. Fehlen nur noch die Herzen.

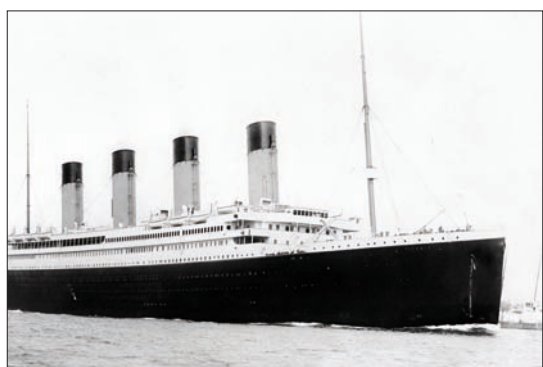
zef: aks ist halt keine Poetin. / **pfi:** Sie hat vorhin Französisch gesprochen, unterschätz sie nicht.



Gespaltene Wahrnehmung

Hier soll in einer Abhandlung untersucht werden, wie sich Selbst- und Fremdwahrnehmung auf fatale Weise unterscheiden können. Der *ruprecht* untersucht an aktuellen Fallbeispielen des sich dem Ende neigenden Jahres dieses Phänomen.

Erstes Beispiel: Die FDP



Selbstwahrnehmung



Wahrnehmung der Wähler

Drittes Beispiel: Peer Steinbrück



Selbstwahrnehmung



Wahrnehmung der Wähler

Zweites Beispiel: Angela Merkel



Selbstwahrnehmung



Wahrnehmung der Deutschen

Viertes Beispiel: Die Piratenpartei



Selbstwahrnehmung

Fünftes Beispiel: Der Verfassungsschutz



Selbstwahrnehmung



Wahrnehmung in der Öffentlichkeit



Wahrnehmung von Nicht-Piraten

Sechstes und letztes Beispiel: Heidelberg



Wahrnehmung der Touristen



Wahrnehmung der Studenten

Wir wünschen allen Lesern
frohe Weihnachten und ein
erfolgreiches Jahr 2013!

Die letzten mit funktionierender
Wahrnehmung: tle und mab